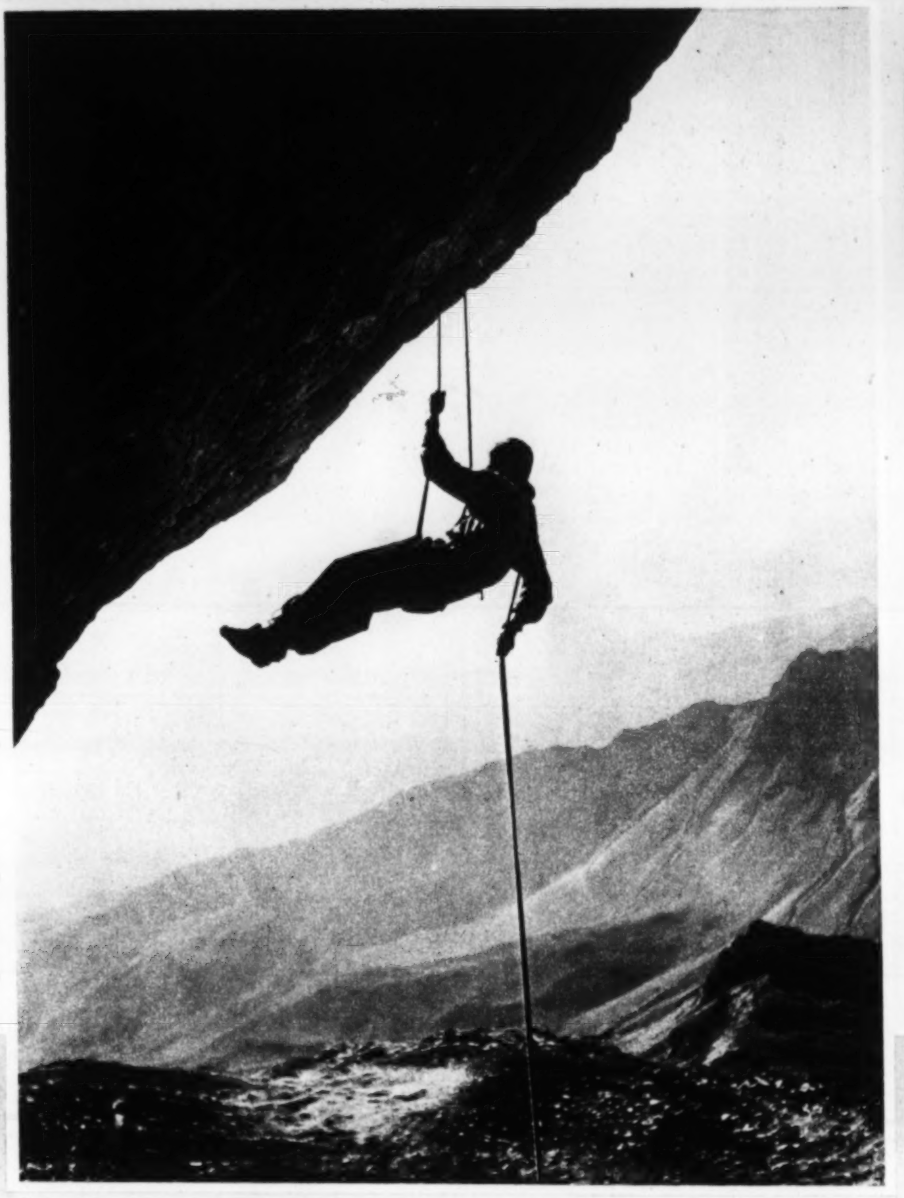


BERLIN · NOVEMBER/DEZEMBER 1943 · JAHRGANG 5 · HEFT 11/12

30 Pf.



KEIN BERG *zu hoch!* KEIN WEG *zu steil!*

Gebirgsjäger von morgen

In besonderen Kursen werden berggewandte und -gewohnte Hitlerjungen von bewährten Gebirgsjägern ausgebildet. Unter erfahrener Anleitung sind sie begeisterte Schüler des Felsens, die nicht nur die hohe Kunst des Felsgehens beherrschen lernen, sondern in gleich starkem Masse die Orientierung im unübersichtlichen Gelände. Sport und Dienst verbinden sich hier zu einer großen Aufgabe: die kommenden Gebirgsjäger auf die Besonderheiten dieser Formation des deutschen Heeres vorzubereiten





In der Schule der Natur

Es ist von jeher ein Bestandteil des Wesens der Hitler-Jugend, daß sie die sportliche Übung, die Leistung des Körpers, das Bewegen in der frischen Luft: kurz den nahen Umgang mit der Natur auf das höchste schätzt. In zahllosen Fahrten, Sommerlagern und Ertüchtigungsübungen hat sie sich zum gesunden, natürlichen Leben bekannt. Was liegt näher, als daß sie heute diesen Teil ihres Dienstes immer mehr in den Mittelpunkt rückt, weil er eine gute Vorbereitung auf den Waffendienst darstellt. Der Infanterist des Ostens muß zahllose Entbehrungen auf sich nehmen, er muß zuweilen in Löchern schlafen, er muß die Hitze genau so ertragen wie die Kälte. Die Jugend, die selbst bald in das harte, einfache Leben der Front eintreten wird, kann dies um so eher, je mehr sie an die Beanspruchung der physischen Kräfte gewöhnt ist. Und ein Junge, der sein siebzehntes Lebensjahr erreicht hat, kennt die kalten Zeltlagernächte, kennt die Gewalt anstrengender Märsche, kennt den Geruch des Schweißes und den Punkt, da im erschlafften Körper der Wille die Führung übernehmen muß — er kommt nicht aus der warmen Häuslichkeit sozusagen als ein Blinder und Unvorbereiteter, sondern übernimmt im Anblick der zukünftig von ihm verlangten Leistungen ein noch höheres Maß an Übungen. — Fronterfahrene Gebirgsjäger, die ihre Bewährung in vielen Teilen Europas und Asiens abgelegt haben, unterweisen nun in den Klettergebieten unserer Alpen ihre jungen Kameraden in die vielen Einzelheiten der Gebirgsbegehung. Die Hitlerjungen sind willige Lernende, weil das Bergsteigen wie kaum ein Sport den Umgang mit der Gefahr bringt, das kühne Wagen ebenso wie das tapfere Durchhalten. Man kann sagen, daß die Hitlerjungen die Tradition der deutschen Gebirgsjäger mit Erfolg weiterführen werden.

Aufnahmen: Barbara Soltmann (2)

Die „Pimpfe" der Division



So wie sie verstaubt und übermüdet bei Eintritt der Dunkelheit sich neben ihre Maschinen werfen, um für wenige Stunden in einen traumlosen Schlaf zu sinken, so erreicht die Männer einer ᛋᛋ-Kradschützenkompanie der Befehl zum Weitermarsch. Schnellstens eilen sie in den befohlenen Raum, wo zwischen der Panzerspitze ihrer ᛋᛋ-Division und den nachfolgenden Verbänden eine Lücke entstanden war. Einige von ihnen mögen wohl daran gedacht haben, dort einige Scheiben Brot zu essen, andere träumten von Schlaf, der eine Seltenheit geworden ist, seitdem ihre ᛋᛋ-Division den sowjetischen Befestigungsgürtel durchbrochen hat, um nach Norden vorzustoßen.

Doch dazu kommen sie nicht mehr. Kaum haben sie sich in einer Ortschaft an der Bahnlinie zur Verteidigung eingerichtet, da meldet sich der Gegner. Wohl in der Hoffnung, gegen die Flanke der weit vorgestoßenen ᛋᛋ-Panzertruppen einen Keil vortreiben zu können, wirft er eine Panzergardedivision in den Kampf. Ein feindlicher Panzer vom Typ „T 34" nach dem anderen rollt über die Bahnlinie gegenüber der Ortschaft. Dahinter Infanterie und Flakartillerie. Fünf Kilometer brauchen die Sowjets nur vorzustoßen, dann haben sie die Vormarschstraße der ᛋᛋ-Division erreicht und schneiden den gesamten Nachschub ab. Eine saubere Rechenaufgabe.

Von einem Gefechtsstand aus beobachtet der Kompaniechef, ein junger Obersturmführer, den Anmarsch der feindlichen Verbände. So viele Panzer auf einem Haufen, jetzt müßten einige Tiger da sein. Die würden eine lohnende Arbeit verrichten können. Doch sowohl eigene Panzer als auch Panzerjäger fehlen. Nur auf ihre Infanteriewaffen sind die Kradschützen angewiesen. Werden sie ihre Nerven behalten, wenn der feindliche Panzerangriff über ihre Stellungen rast? Der Obersturmführer ruft einen Funker zu sich. „Sofort Spruch zum Regiment! Bitte dringend um eigene Panzerunterstützung!" Antwort: „Zwei eigene Panzer treffen in einer Stunde ein."

Eine Stunde, sie wird lang und blutig werden. Eine Feuertaufe für den jungen Nachwuchs der Kompanie, den die Hitler-Jugend gestellt hatte. Kurze Zeit erst sind sie Soldaten. Hat diese Zeit genügt, um sie für diesen Kampf hart zu machen?

In ihren schmalen Schützenlöchern kauern die Kradschützen. Sie zählen die Panzer, und ihre Augen weiten sich. Jetzt sind es dreißig, jetzt vierzig „T 34". Das wird schwer halten, mit diesen Ungetümen ohne Panzerjäger fertig zu werden. Nur wenige unter den ᛋᛋ-Männern haben bereits einen Einsatz hinter sich. Die meisten sehen jetzt zum ersten Male einen feindlichen Panzer. Wie leicht wäre es aufzuspringen, davonzurennen, sein Leben in Sicherheit zu bringen vor dieser Übermacht. Doch da ist der Befehl, und der heißt: Liegenbleiben. Und da sind die Alten, die MG.-Schützen I, die Gruppenführer, die Zugführer und der Kompaniechef. An ihnen hat man sich ein Vorbild genommen, seitdem man den schwarzen Spiegel mit den silbernen Sigrunen an den Kragen geheftet. Ist man dann weniger zäh und tapfer als diese Kameraden? Nein, es soll darauf ankommen.

Die Sowjets erkennen, daß die Ortschaft vor ihnen besetzt ist. Sie legen ein starkes Artillerie- und MG.-Feuer auf Häuser und Erdlöcher. Dann rollen sie an. Dreißig Panzer fahren am Ortsausgang vorbei und verschwinden in einer Waldschneise. Die ᛋᛋ-Männer lassen sie passieren. Im Walde können die Gegner herumfahren, soviel sie wollen, dort richten sie keinen Schaden an. Und bis sie erkennen, daß der Weg im undurchdringlichen Dickicht endet, sind bestimmt die eigenen Panzer zur Stelle. Die restlichen zehn „T 34" bilden plötzlich einen Breitkeil. Sich gegenseitig sichernd, greifen sie die Ortschaft an.

Jetzt gilt es. Die breiten Panzerraupen mahlen sich tief in die weiche Erde. Die feindlichen Maschinengewehre hämmern ununterbrochen. Doch tiefer noch pressen sich die Kradschützen in ihre Löcher, ziehen ihre Maschinengewehre nach und umklammern sie fest. Die Panzer rollen über die Erdlöcher. Sie drehen sich auf ihnen im Kreise um ihre Achse. Sie suchen die in den Löchern hockenden ᛋᛋ-Männer zu zermalmen. Das muß doch möglich sein, diese verdammt zähen Deutschen dazu zu bringen, daß sie aufstehen und ihre Hände hochwerfen. Doch die ᛋᛋ-Männer rühren sich nicht. Die Ketten der feindlichen Panzer rucken über ihren Stahlhelmen, berühren sie fast. Die Wände der Löcher bröckeln zusammen. Kühle Erde preßt sich gegen die Körper. Noch etwas tiefer, und die kreisenden Stahlbänder erwischen die Köpfe. Sieht so der Tod aus? Ist das das Ende? Sie wollen es nicht glauben. Aushalten, noch tiefer einwühlen, schreit der Verstand. Wenn doch bloß die eigenen Panzer kämen. Dann hört das Rasseln der Panzerketten plötzlich auf. Die Sowjets glauben, ihre Gegner vernichtet zu haben. Ihre Panzer verschwinden zwischen den Häusern der Ortschaft.

Jetzt die Köpfe hoch, jetzt raus die Maschinengewehre. Die sowjetische Infanterie greift an. Eine lähmende Stille. Bis auf fünfzig Meter kommen die Gegner heran. Dann bricht das deutsche Feuer los. Rache! schreit es in den jungen Kradschützen. Rache für die fürchterlichen Minuten unter den feindlichen Panzerketten. Sie jagen aus ihren Waffen heraus, was nur möglich ist. Dann springen sie auf, stürzen sich auf die Reste des vor Schrecken gelähmten Feindes und vernichten sie in erbitterten Nahkämpfen.

Blut klebt an ihren staubigen Tarnjacken, als sie wieder in ihre Löcher klettern, frisches Blut. Hände und Beine zittern ein wenig von der überstandenen Aufregung. Schon wollen sie die eingefallene Erde ausschaufeln, da beginnt im Dorfe ein wildes Schießen. Mehrere Detonationen folgen. Umkehren, nachsehen, ist der erste Gedanke. Sie sind sehr sicher, sogar ein wenig übermütig geworden, seitdem sie gesehen haben, daß nicht jede

Die Saa[t]

weniger stützen als sonst. Er muß wissen, wie er die zerrissene Bindung auch ohne einen Fussel flicken kann, denn im Gefecht hat er unter Umständen nichts bei sich. Er muß wissen, wie er aus zwei zusammengebundenen



Ausbildung! Ausbildung!

Deckungnehmen. Eine geballte Ladung her, darauf! Der zweite feindliche Panzer beginnt zu brennen.

Die restlichen acht Panzer stehen bereits vor den Fahrzeugen der Kompanie. Dort gibt es keine Nahbekämpfungsmittel. Fahrer, Funker und Melder lassen die Panzer vorbeirollen, springen dann auf, brüllen „Hurra!" und gehen mit Gewehren und Gewehrgranaten den Ungetümen zu Leibe. Mit dem Erfolg, daß die Sowjets unsicher werden und abdrehen. Das ist ihr Verderben. Als sie nämlich die Dorfstraße überqueren, stehen am Ortsausgang zwei deutsche Panzer. Die Sowjets bieten mit ihren Breitseiten herrliche Ziele. So dauert das Vernichtungswerk nicht lange. Acht feindliche Panzer stehen bald in Flammen.

Am Mittag wurde die ᛋᛋ-Kradschützenkompanie von einer ᛋᛋ-Grenadierkompanie abgelöst. Nicht um in Ruhe zu gehen, sondern um mit unterstellten Panzerjägern die in den Wald gerollten „T 34" zu vernichten. In stundenlanger harter Jagd bringen die ᛋᛋ-Männer noch weitere fünf Panzer und zwei Flakgeschütze zur Strecke, mit Haftladungen, Handgranaten und Pak. Dann rücken sie ab zu neuen Aufträgen.

An einer Biegung der Vormarschstraße läßt der Obersturmführer plötzlich halten. Während hohe Staubwolken über den Köpfen der um ihren

(Fortsetzung Seite 22)

Patriotismus ist eine natürliche Sache im Herzen der Jugend. Sie ist eine Sache der jungen Leidenschaft. So leidenschaftlich wir den Sieg unseres Volkes wollen, so nüchtern aber wollen wir den Weg betreten, der uns dorthin führt. Und dieser Weg führt uns zur





ᛋᛋ-PK.-Zeichnungen (2) Kriegsber. Palmowski

Aufnahmen: Walter Risch, Lüdecke (2)

vollkommenen Beherrschung der Waffen und Geräte, zur Beherrschung des Geländes und aller Regeln und Gesetze des Krieges. Ausbildung! Ausbildung! Wir wollen die höchste persönliche Leistung gegen die Masse setzen!



Die „Pimpfe" der Division



So wie sie verstaubt und übermüdet bei Eintritt der Dunkelheit sich neben ihre Maschinen werfen, um für wenige Stunden in einen traumlosen Schlaf zu sinken, so erreicht die Männer einer ϟϟ-Kradschützenkompanie der Befehl zum Weitermarsch. Schnellstens eilen sie in den befohlenen Raum, wo zwischen der Panzerspitze ihrer ϟϟ-Division und den nachfolgenden Verbänden eine Lücke entstanden war. Einige von ihnen mögen wohl daran gedacht haben, dort einige Scheiben Brot zu essen, andere träumten von Schlaf, der eine Seltenheit geworden ist, seitdem ihre ϟϟ-Division den sowjetischen Befestigungsgürtel durchbrochen hat, um nach Norden vorzustoßen.
Doch dazu kommen sie nicht mehr. Kaum haben sie sich in einer Ortschaft an der Bahnlinie zur Verteidigung eingerichtet, da meldet sich der Gegner. Wohl in der Hoffnung, gegen die Flanke der weit vorgestoßenen ϟϟ-Panzertruppen einen Keil vortreiben zu können, wirft er eine Panzergardedivision in den Kampf. Ein feindlicher Panzer vom Typ „T 34" nach dem anderen rollt über die Bahnlinie gegenüber der Ortschaft. Dahinter Infanterie und Flakartillerie. Fünf Kilometer brauchen die Sowjets nur vorzustoßen, dann haben sie die Vormarschstraße der ϟϟ-Division erreicht und schneiden den gesamten Nachschub ab. Eine saubere Rechenaufgabe.
Von einem Gefechtsstand aus beobachtet der Kompaniechef, ein junger Obersturmführer, den Anmarsch der feindlichen Verbände. So viele Panzer auf einem Haufen, jetzt müßten einige Tiger da sein. Die würden eine lohnende Arbeit verrichten können. Doch sowohl eigene Panzer als auch Panzerjäger fehlen. Nur auf ihre Infanteriewaffen sind die Kradschützen angewiesen. Werden sie ihre Nerven behalten, wenn der feindliche Panzerangriff über ihre Stellungen rast? Der Obersturmführer ruft einen Funker zu sich. „Sofort Spruch zum Regiment! Bitte dringend um eigene Panzerunterstützung!" Antwort: „Zwei eigene Panzer treffen in einer Stunde ein."
Eine Stunde, sie wird lang und blutig werden. Eine Feuertaufe für den jungen Nachwuchs der Kompanie, den die Hitler-Jugend gestellt hatte. Kurze Zeit erst sind sie Soldaten. Hat diese Zeit genügt, um sie für diesen Kampf hart zu machen?
In ihren schmalen Schützenlöchern kauern die Kradschützen. Sie zählen die Panzer, und ihre Augen weiten sich. Jetzt sind es dreißig, jetzt vierzig „T 34". Das wird schwer halten, mit diesen Ungetümen ohne Panzerjäger fertig zu werden. Nur wenige unter den ϟϟ-Männern haben bereits einen Einsatz hinter sich. Die meisten sehen jetzt zum ersten Male einen feindlichen Panzer. Wie leicht wäre es aufzuspringen, davonzurennen, sein Leben in Sicherheit zu bringen vor dieser Übermacht. Doch da ist der Befehl, und der heißt: Liegenbleiben. Und da sind die Alten, die MG.-Schützen I, die Gruppenführer, die Zugführer und der Kompaniechef. An ihnen hat man sich ein Vorbild genommen, seitdem man den schwarzen Spiegel mit den silbernen Sigrunen an den Kragen geheftet. Ist man dann weniger zäh und tapfer als diese Kameraden? Nein, es soll darauf ankommen.
Die Sowjets erkennen, daß die Ortschaft vor ihnen besetzt ist. Sie legen ein starkes Artillerie- und MG.-Feuer auf Häuser und Erdlöcher. Dann rollen sie an. Dreißig Panzer fahren am Ortsausgang vorbei und verschwinden in einer Waldschneise. Die ϟϟ-Männer lassen sie passieren. Im Walde können die Gegner herumfahren, soviel sie wollen, dort richten sie keinen Schaden an. Und bis sie erkennen, daß der Weg im undurchdringlichen Dickicht endet, sind bestimmt die eigenen Panzer zur Stelle. Die restlichen zehn „T 34" bilden plötzlich einen Breitkeil. Sich gegenseitig sichernd, greifen sie die Ortschaft an.
Jetzt gilt es. Die breiten Panzerraupen mahlen sich tief in die weiche Erde. Die feindlichen Maschinengewehre hämmern ununterbrochen. Doch tiefer noch pressen sich die Kradschützen in ihre Löcher, ziehen ihre Maschinengewehre nach und umklammern sie fest. Die Panzer rollen über die Erdlöcher. Sie drehen sich auf ihnen im Kreise um ihre Achse. Sie suchen die in den Löchern hockenden ϟϟ-Männer zu zermalmen. Das muß doch möglich sein, diese verdammt zähen Deutschen dazu zu bringen, daß sie aufstehen und ihre Hände hochwerfen. Doch die ϟϟ-Männer rühren sich nicht. Die Ketten der feindlichen Panzer rucken über ihren Stahlhelmen, berühren sie fast. Die Wände der Löcher bröckeln zusammen. Kühle Erde preßt sich gegen die Körper. Noch etwas tiefer, und die kreisenden Stahlbänder erwischen die Köpfe. Sieht so der Tod aus? Ist das das Ende? Sie wollen es nicht glauben. Aushalten, noch tiefer einwühlen, schreit der Verstand. Wenn doch bloß die eigenen Panzer kämen. Dann hört das Rasseln der Panzerketten plötzlich auf. Die Sowjets glauben, ihre Gegner vernichtet zu haben. Ihre Panzer verschwinden zwischen den Häusern der Ortschaft.
Jetzt die Köpfe hoch, jetzt raus die Maschinengewehre. Die sowjetische Infanterie greift an. Eine lähmende Stille. Bis auf fünfzig Meter kommen die Gegner heran. Dann bricht das deutsche Feuer los. Rache! schreit es in den jungen Kradschützen. Rache für die fürchterlichen Minuten unter den feindlichen Panzerketten. Sie jagen aus ihren Waffen heraus, was nur möglich ist. Dann springen sie auf, stürzen sich auf die Reste des vor Schrecken gelähmten Feindes und vernichten sie in erbitterten Nahkämpfen.
Blut klebt an ihren staubigen Tarnjacken, als sie wieder in ihre Löcher klettern, frisches Blut. Hände und Beine zittern ein wenig von der überstandenen Aufregung. Schon wollen sie die eingefallene Erde ausschaufeln, da beginnt im Dorfe ein wildes Schießen. Mehrere Detonationen folgen. Umkehren, nachsehen, ist der erste Gedanke. Sie sind sehr sicher, sogar ein wenig übermütig geworden, seitdem sie gesehen haben, daß nicht jede

Kugel trifft. Doch wieder steht dagegen ein Befehl, und der heißt wie vordem: Liegenbleiben. Diesem zu folgen ist genau so schwer wie bei jenen, bei dem der Feind von vorn kam.

Im Dorfe haben die feindlichen Panzer ihre Unangreifbarkeit verloren. Sie können durch die Häuser sich nicht mehr gegenseitig decken. Ein junger ᛋᛋ-Unterscharführer erfaßt zuerst die neue Lage. Eine Haftmine her, um die Ecke herum und rauf auf den Panzer. Die Turmklappe wird aufgestoßen. Ein greller Schrei. Zu spät. Der Panzer reißt in einer gewaltigen Explosion auseinander. Ein Melder braust auf seinem Krad zum Kompaniegefechtsstand. Ein „T 34" versperrt den Weg. Kein langes Überlegen, kein Deckungnehmen. Eine geballte Ladung her, darauf! Der zweite feindliche Panzer beginnt zu brennen.

Die restlichen acht Panzer stehen bereits vor den Fahrzeugen der Kompanie. Dort gibt es keine Nahbekämpfungsmittel. Fahrer, Funker und Melder lassen die Panzer vorbeirollen, springen dann auf, brüllen „Hurra!" und gehen mit Gewehren und Gewehrgranaten den Ungetümen zu Leibe. Mit dem Erfolg, daß die Sowjets unsicher werden und abdrehen. Das ist ihr Verderben. Als sie nämlich die Dorfstraße überqueren, stehen am Ortsausgang zwei deutsche Panzer. Die Sowjets bieten mit ihren Breitseiten herrliche Ziele. So dauert das Vernichtungswerk nicht lange. Acht feindliche Panzer stehen bald in Flammen.

Am Mittag wurde die ᛋᛋ-Kradschützenkompanie von einer ᛋᛋ-Grenadierkompanie abgelöst. Nicht um in Ruhe zu gehen, sondern um mit unterstellten Panzerjägern die in den Wald gerollten „T 34" zu vernichten. In stundenlanger harter Jagd bringen die ᛋᛋ-Männer noch weitere fünf Panzer und zwei Flakgeschütze zur Strecke, mit Haftladungen, Handgranaten und Pak. Dann rücken sie ab zu neuen Aufträgen.

An einer Biegung der Vormarschstraße läßt der Obersturmführer plötzlich halten. Während hohe Staubwolken über den Köpfen der um ihren

(Fortsetzung Seite 22)



Ausbildung! Ausbildung!

Patriotismus ist eine natürliche Sache im Herzen der Jugend. Sie ist eine Sache der jungen Leidenschaft. So leidenschaftlich wir den Sieg unseres Volkes wollen, so nüchtern aber wollen wir den Weg betreten, der uns dorthin führt. Und dieser Weg führt uns zur



ᛋᛋ-PK.-Zeichnungen (2) Kriegsber. Palmowski

Aufnahmen: Walter Risch, Lüdecke (2)



vollkommenen Beherrschung der Waffen und Geräte, zur Beherrschung des Geländes und aller Regeln und Gesetze des Krieges. Ausbildung! Ausbildung! Wir wollen die höchste persönliche Leistung gegen die Masse setzen!





Aufnahmen: Barbara Lüdecke (2)

Der weiße Sport vormilitärisch

Morgen geht's los! Gestern sind die 30 Hitlerjungen eingetroffen, haben sich bei ihrem neuen Lehrer, einem Feldwebel der Gebirgsjäger, vorgestellt und sich heute in der Hütte häuslich eingerichtet. Jetzt sitzen sie alle in der großen getäfelten Bauernstube zusammen und lauschen gespannt seinem Bericht von den Kämpfen im Kaukasus, in denen er sich das EK. I erkämpfte. Heute abend sitzen sie noch einmal außerdienstlich zusammen, denn morgen geht es an die Arbeit. Da beginnt der vormilitärische Skikursus.

Schießen können sie schon wie die Wilddiebe, Kartenlesen haben sie gelernt und Geländesehen und -ausnutzen ist ihnen in Fleisch und Blut übergegangen. Das ist ihr Stolz aus vergangenen Sommerlagern, Fahrten und HJ.-Dienst. Aber dieser Krieg macht seine Rechte weit über all das, was bisher mit ihm zusammenzuhängen schien, geltend bis in die Bezirke dessen, was einmal in Friedenszeiten als schönstes Vergnügen galt. Beim Winterkampf im Osten ist es ein ausschlaggebender Faktor, ob ein Soldat Skilaufen kann oder nicht. Es genügt nicht, daß er sich „auf den Brettern bewegen" kann. Das ist viel zu wenig. Er muß ein Könner sein. Ein Sturz, eine kleine Tolpatschigkeit kann ihm das Leben kosten. Die meisten dieser 30 Jungen haben schon ihre freiwillige Meldung für die Offizierslaufbahn abgegeben. Sie wissen, daß ein Offizier alles können muß. Daß er aus eigener Erfahrung die Schwierigkeiten einer Aufgabe kennen muß, die er seinen Untergebenen stellt.

Der Feldwebel selbst ist in den Bergen geboren und daher auch auf den Brettern zu Hause, aber im Winter 1941/42 hat er in einer Grenadierkompanie am Schicksal vieler Kameraden miterlebt, was für ein grausamer Lehrmeister der Krieg gerade in diesem Fall sein kann. Männer, die in vielen Schlachten ihren Mann gestanden hatten, waren auf Skiern plötzlich ein unbeholfenes Bündel, eine hilflose Zielscheibe für die sibirischen Scharfschützen geworden. Der Feldwebel kennt die Praxis und deshalb läßt er sie auch sofort sprechen: Am nächsten Morgen.

Er beginnt nicht mit einem langen theoretischen Vortrag, sondern er geht ohne einen Ton der Erklärung mit den Jungen „auf eine Tour". Zuerst wissen sie nicht recht, was sie davon halten sollen. Sie sind doch nicht zu ihrem Vergnügen hierhergekommen! Und jetzt fängt es gleich mit einem vergnüglichen Ausflug an! Aber sie brauchen sich nicht lange den Kopf zu zerbrechen, denn plötzlich knallt es (das hatte der Feldwebel ganz heimlich arrangiert) von rechts. „Volle Deckung" brüllt der Feldwebel und ist schon vom Erdboden verschwunden. Auch die Jungs machen sich dünn. Aber es ist wirklich nicht so einfach, mit diesen Dingern wegzutauchen oder noch schnell auf eine kleine Deckung zuzuschießen. Der Feldwebel hält gleich Kritik ab. Wer richtig lag und wer's falsch gemacht hat. Dann geht es weiter. Mit immer neuen „Einlagen". Als sie mittags wieder in die Hütte zurückkehren, haben sie einen kleinen Begriff von der Leistung eines Soldaten auf Skiern. Daß es im Gefecht darauf ankommt, sich auch auf den Brettern so bewegen zu können, wie man es auf den eigenen Füßen gewohnt ist, nach links und rechts, schnell und langsam, daß man auch mit Skiern robben und gleiten können muß. Der Erfolg eines ganzen Unternehmens und das Leben vieler Kameraden kann daran hängen, wie sich ein Soldat auf seinen Skiern bewegt. Sie dürfen ihn nicht hindern, blitzschnell in Deckung zu gehen und eine genau so sichere Lage beim Schießen einzunehmen, als ob er sie nicht anhätte. Er muß huschhusch auf sein und Stellungswechsel machen. Er darf viel weniger stürzen als sonst. Er muß wissen, wie er die zerrissene Bindung auch ohne einen Fussel flicken kann, denn im Gefecht hat er unter Umständen nichts bei sich. Er muß wissen, wie er aus zwei zusammengebundenen Skiern eine behelfsmäßige Trage oder Schleife herstellt, auf der ein verwundeter Kamerad mitgenommen werden kann. Bisher war für ihn die schneidige Abfahrt die größte Hauptsache, in der flachen Steppe würde er nichts damit anfangen können. Da ist der fördernde, aber auch kraftsparende Langlauf Trumpf usw.

Am zweiten Abend sitzen sie wieder zusammen. Heute braucht der Feldwebel sie nicht zu unterhalten. Sie haben genug Diskussionsstoff: Skilauf von einer ganz neuen Seite. *W. T.*



Die Saat geht auf

Gemeinhin halten wir es für unter unserer Würde, um das Lob unserer Feinde zu buhlen. Im Gegenteil, wir stehen auf dem Standpunkt, daß es oberfaul ist, von der Sorte gelobt zu werden, mit der wir augenblicklich in einem Kampf auf Leben und Tod verwickelt sind. Wenn wir jetzt einmal eine Ausnahme machen und eine feindliche Stimme des Respekts vor einer ganz bestimmten Leistung zitieren, so tun wir das aus mehreren Gründen. Einmal ist die vorliegende Feindäußerung nicht eine plumpe, mit dem Krückstock fühlbare Schmeichelei an unsere Adresse, sondern ein zu den eigenen Leuten hingeknurrter Fluch der Enttäuschung. Geradezu ein von dieser Seite ungewohnter Fall von sachlicher Feststellung. Davon nehmen wir Kenntnis. Zum anderen aber, weil die Feindseite mit diesem unzufriedenen Seufzer aus dem Süden eine gern gebrauchte Propagandathese geschwollner Schwätzer jenseits von Kanal und Atlantik selbst widerlegt.

Lassen wir die Meldung selbst sprechen. Ein Sonderkorrespondent der nordamerikanischen Nachrichtenagentur Exchange besuchte ein amerikanisches Kriegsgefangenenlager in Süditalien und berichtete darüber:

„Es ist buchstäblich richtig, daß unsere Truppen, die von Salerno in westlicher Richtung auf Neapel vordringen, im Kampf mit der Hitler-Jugend stehen. Von 200 Kriegsgefangenen, die im Laufe von vierundzwanzig Stunden hier eingeliefert worden sind, sind nur vier über 22 Jahre alt, alle anderen stehen im Alter von 18 und 20 Jahren und sind aus der Hitler-Jugend, aus den Ordensburgen und anderen nationalsozialistischen vormilitärischen Organisationen hervorgegangen. Es sind fanatische Nationalsozialisten, die auch in der Gefangenschaft felsenfest vom Endsieg des Dritten Reiches überzeugt sind. Die jungen Nationalsozialisten sind gefährliche Gegner, die selbst in aussichtsloser Position den Kampf nicht aufgeben."

Da klingt der blanke Ärger über den unprogrammäßig gehemmten frischfröhlichen Spaziergang nach Norden durch. Und gleichzeitig der moralische Rippenstoß an „de Lait" in Neuyork, sie dürften sich ruhig ein Vorbild nehmen an jenen, die sie nun seit zehn Jahren als unterernährt, verwahrlost, ohne Hoffnung auf ein Leben in Schönheit und Würde, demoralisiert und was sonst noch hinzustellen versuchen. Dieser Bericht klingt auch anders als die dummdreisten Anbiederungsversuche englischer Politiker, die da (schon vor dem Kriege) säuselten, man müsse auf dem Wege des Austausches „die Jugend der autoritären Staaten nach England einladen, um sie mit der Art zu leben, insbesondere mit der Freiheit in den Demokratien bekannt zu machen". Dann würden sie von selbst vernünftig werden und den Nationalsozialismus über Bord werfen.

Wohlgemerkt: Der amerikanische Korrespondent schrieb seinen Bericht, nachdem schon von amtlicher amerikanischer Seite zugegeben worden war, die Kämpfe auf dem italienischen Festland und besonders bei Salerno seien mit die schwersten gewesen, die englische und amerikanische Truppen bisher zu bestehen gehabt hätten. Er gibt also mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit seinen Landsleuten zu bedenken, daß anscheinend doch die nationalsozialistische Methode, Jugend zu erziehen und Menschen zu formen die einzig richtige ist, denn im Leben der Völker kommt es nicht darauf an — das hat ja nun die Geschichte dieses Krieges zur Genüge bewiesen —, daß man beizeiten lernt, möglichst komfortabel zu leben, sondern gegebenenfalls sich kompromißlos für ein Ziel einzusetzen.

Vielleicht merken die begriffsstutzigen Engländer und Amerikaner jetzt allmählich: der Fanatismus, mit dem diese Jugend die Fäuste für ihr Volk gebraucht, ist für die Nation wertvoller als die Routinetricks, zu denen die Söhne der upper ten in beiden Provinzen Plutokratiens dressiert werden: sich in Gummi- und Zinnkursen auszukennen, möglichst ungeschoren durch den Paragraphenarchipel zu segeln und im übrigen all das zu können, „was das Leben lebenswert macht". Das mag ja im Frieden für den einzelnen ganz einträglich sein. Im Kriege aber ...? Da sprechen die Prozesse und Skandälchen um Dienstverweigerer, Drückeberger, Simulanten und Attestschiebereien eine häßliche Sprache.

Im übrigen: Was die Amerikaner zu ihrem Ärger heute als zehrenden Tribut in das Kriegsgeschäft investieren müssen (um einmal in dem ihnen geläufigeren Geschäftsjargon zu reden) das ist ihnen schon einmal lange vor dem Kriege als billige Erfahrung gereicht worden, nur waren sie schon damals zu dumm oder borniert, um sich die Lehre zu Herzen zu nehmen. Im friedlichen Wettbewerb der Olympischen Spiele von Berlin zeigte die nationalsozialistische Jugend zum ersten Male in einer großartigen Manifestation, wie sie zu kämpfen bereit ist (und wie erstaunlich weit es die Erziehung und Schulung des Nationalsozialismus in nur drei Jahren auf einem Gebiet gebracht hatte, das die Herren Amerikaner seit einer Generation in unveräußerlicher Erbpacht zu haben behaupteten). So erfolgreich kämpfte damals die deutsche Jugend, daß sogar die sich bis dahin im Glorienschein ihrer Unbesiegbarkeit sonnenden USA.-Boys geschlagen wurden. Aber die Amerikaner in ihrem Rekordzüchterwahn kapierten schon damals nicht, daß man den Sieg — und sei es auch nur den sportlichen — nicht nur mit hochbezahlten Trainern, Vergötzung von Kanonen und dollarglänzenden Verlockungen erringt, sondern mit dem Herzen. Daß der Wettkampf nicht nur eine Sache des sportlichen Ehrgeizes und der Sieg nicht nur Sprungbrett zu einer späteren gutbezahlten Popularität ist.

Uns ist der Krieg ein widriges Hindernis auf dem Wege in eine schönere Zukunft, eine höhere Gewalt, deren Schläge mit aller Kraft ausmanövriert werden müssen. Sie fassen ihn als ein alltägliches Mittel zum Zweck auf, als ein blutiges Börsengeschäft, bei dem man gewiß einmal an der Aktie „Nordafrika" oder „Sizilien" oder „Süditalien" ein paar Punkte abstreichen muß, die dann aber nach einem Siege wieder um so fettere Dividenden abwerfen. Die Dividenden sind Öl, Stützpunkte oder Madonnenbilder, die Punkte, um die die Aktien zeitweise fallen, sind die blutigen Verluste. Die totsicheren Garantien für einen glücklichen Abschluß des Geschäfts sind eben in diesem Fall Rohstoffe, Kanonen, Panzer, Fliegende Festungen und viel Menschen. Mehr nicht.

Ihnen ist es unverständlich, daß da eine Jugend kämpft, nicht nur, um später einmal möglichst schnell und viel Geld zu verdienen und bequem zu leben, sondern daß diese jungen Nationalsozialisten von einer Idee in den Kampf getragen werden, die als Höchstes Werte umschließt, von denen die Yankees keinen blauen Dunst haben, weil sie sich nicht in Dollars umrechnen lassen. Von einer Idee, deren Geburtshelfer diese seelenlosen Geldmacher selbst waren, indem sie sich an dem Schanddiktat von Versailles mitschuldig machten.

Immer wieder kehrt die kleine, aber bezeichnende Episode bei der Gefangennahme amerikanischer oder englischer Soldaten wieder: Sie stecken ein befreites Grinsen auf, knautschen durch die Zähne „'t was a brilliant fight" (womit sie wieder einmal ihre Auffassung vom Krieg als eine Art blutigem Sport bestätigen), und im übrigen geben sie aber zu verstehen, daß sie froh sind, jetzt „aussteigen" zu können. Das weitere Schauspiel des Krieges werden sie jetzt gewissermaßen von der Tribüne aus im Gefangenenlager als gutversorgte Kekspäckchenrentner genießen.

Wir wollen hier nicht den Wert der englischen oder amerikanischen Soldaten herabsetzen. Im Gefecht können sie hart, zäh und tapfer sein wie nur irgendeiner. Das bestätigt ihnen jeder

(Fortsetzung Seite 22)



Das Mädchen von heute steht sicher und fest im Leben und weiß, was es will. Längst ist die Zeit vorbei, da der Beruf mit seinen festumrissenen Aufgaben und Tätigkeiten ihnen verschlossen war.
Ein Beruf, der der frischen Art unserer Mädchen von heute entspricht, ist die Gärtnerin.

Mutter der Pflanzen, so könnte man die kleine Gärtnerin nennen, die den ganzen Tag ihren Pflegebefohlenen widmet — Aufnahmen: Weidenbaum (3)

Gärtnerin du kleine

Das Pflegen der Pflanzen, das Gestalten des Gartens ist ein Arbeitsgebiet, das ihrer Natur sehr entspricht. Wenn man es weiterbringen will, steht einem der Weg offen zur Gartenbauarchitektin, in der ein Mädchen seinen ganzen natürlichen Sinn für Geschmack und Schönheit entfalten kann.

Der Umgang mit Blumen verlangt eine zärtliche Hand, sind Blumen doch gleichfalls lebende Geschöpfe, die Luft, Licht und Wärme brauchen

Kapitän „

Er war ein alter Mann, aber er hielt sich sehr gerade, war stets tadellos sauber und regierte einen Hafen, wenn es auch nur ein Eismeerhafen war.
Eines Tages kam ein Mann über den langen Pier. Er trug eine blaue Uniform und hielt sich sehr gerade. Er spähte über den Hafen mit den Augen eines Seemannes. Kleine Fältchen bildeten sich an den Augenecken, ähnlich wie bei scharfsichtigen Raubvögeln.
Jener Mann sah hinüber zu der dem Hafen gegenüberliegenden Insel, auf der die Trockenholme der Fischer aufgestellt waren. Bleich wie die Skelette unbekannter nördlicher Tiere leuchteten sie herüber. Denn noch hingen wenig Fische an den Holmen.
Der Mann sah auch die vielen Kutter. Er tat, als erkenne er die roten Nummern, die mit Ölfarbe an den grauweißen Bordwänden aufgemalt waren, als entginge ihm keine Einzelheit: der Fischer etwa, der da stand und zur Pier blickte, oder der Hund, der auf einem Kajütendeck hin und her lief. Aber das war die erste Täuschung von den vielen, die sich jener Mann zuschulden kommen ließ. Denn er sah nichts und trug eine Brille in der Tasche. Er hätte sie aufsetzen müssen. Aber er setzte sie nicht auf.
Er ging den Pier hinunter und trug seinen Koffer. Er musterte aufmerksam die Lagerhallen, die Holzstapel, die Berge von Benzintonnen und benahm sich wie ein Mann, dem dies alles gehörte und der von Zeit zu Zeit gut daran tut, sich in seinem Besitztum umzusehen.
„He", winkte er einen Soldaten herbei und setzte seinen Koffer ab. Der Soldat kam und stand stramm, denn der Mann in der blauen Uniform hatte einige goldene Ringe am Ärmel. Jetzt nahm er seine Mütze ab und trocknete sein Gesicht. Man sah, daß er älter war und vielleicht schon an die Sechzig reichte. Aber sein Gesicht war mager und scharf und in diesem Augenblick leicht gerötet, weil es windig war.
„Was sollen diese Benzintonnen hier?" Der Soldat sah den Mann an, der eben von einem Routendampfer kam, den er noch nie hier gesehen und der nun einen blanken Koffer neben sich gestellt hatte.
„Die Benzintonnen? Ja, die —", der Soldat stotterte, „die stehen hier so." Das war natürlich eine dumme Antwort. Aber der Soldat entschuldigte sich vor sich selbst mit der Frage, die er mindestens für ebenso dumm hielt.
„Sie haben hier aber nicht zu stehen!" sagte der Mann in der blauen Uniform mit Strenge.
„Wissen Sie nicht, daß laut Anweisung verboten ist, auf einem Holzpier Benzintonnen zu lagern? Wie lange liegen sie schon hier?"
„Etwa drei Wochen!"

„Polarküste"

„Sehen Sie! Schon drei Wochen! Die müssen weg! Es steht im Befehl!"

Der Soldat sagte: „Die wären schon längst weg, aber die Lastwagen sind nicht durchgekommen —"

„Aha!" Der Mann in der blauen Uniform nahm seinen Koffer wieder auf. „Wo ist die Hafenkommandantur?" fragte er weiter. „Ich bin nämlich der neue Hafenkommandant!"

Das war der Antritt des alten Kapitäns, den sie später alle nur den „Kapitän Polarküste" nannten.

Von dem Pier aus ging er zu dem Gebäude der Hafenkommandantur. Es bestand aus Holz und war eigentlich mehr ein Schuppen. Aber es hing das Amtsschild daran.

Der Kapitän ging hinein in den Gang, der mit Plakaten und Bekanntmachungen gesäumt war. Er fand auch sein Zimmer, weil es ein Schild trug.

Dort setzte der alte Mann seinen Koffer ab und legte die Mütze auf den Schreibtisch, nachdem er zuvor die Platte mit einem Taschentuch abgestaubt hatte.

Er machte seinen Koffer auf und legte einige Papierbündel so zurecht, als wolle er gleich anfangen zu arbeiten.

Aber er arbeitete nicht. Er setzte sich, obwohl er sich noch im Mantel befand, in den Schreibtischsessel, blieb eine ganze Weile bewegungslos sitzen und starrte vor sich hin.

Roth, vom Hafenzoll, der eine Weile später, nachdem er durch die Geräusche im Nebenzimmer aufmerksam geworden war, in das Zimmer sah, behauptete, daß der Kapitän gelächelt habe, während er vor sich hinsah. „Wie ein Mann, der sehr glücklich ist." Nun gut, der Kapitän war aufgestanden als Roth ins Zimmer kam. Er knöpfte sich den Mantel zu, bevor er sich etwas umständlich vorstellte.

Zeichnungen: Thobu (2)

Da stand der junge Soldat auf, denn jetzt schien die Gelegenheit gekommen zu sein

„Ich bin der neue Hafenkommandant", sagte er.

„Da sind Sie gleich ins Büro gegangen?" lächelte Roth.

„Ich hatte einige Sachen im Koffer, Vorschriften, Verordnungsblätter und so weiter, die wollte ich nicht erst mit ins Quartier schleppen. Kann man den Schreibtisch abschließen?"

„Ja, aber nötig ist es nicht."

„Doch, doch, ich schließe immer alles weg. Wann übrigens meinen Sie, daß ich den Hafen besichtigen kann?"

„Aber das eilt doch nicht. Dieser langweilige Hafen wird Ihnen noch zum Halse heraushängen."

„So? Meinen Sie?" Der Kapitän sagte es sehr höflich. „Ich möchte aber womöglich doch heute noch — ich habe gesehen, daß auf dem Pier Benzintonnen liegen —"

„Sie haben jedenfalls einen bemerkenswerten Arbeitseifer aus Deutschland mitgebracht", sagte Roth. Aber der Kapitän blieb ernst.

„Ja, ja, Eifer habe ich schon, natürlich, ganz natürlich. Ich habe früher ein Schiff gefahren, aber nun saß ich schon lange auf dem Lande. Kennen Sie die Lüneburger Heide? Nicht? Ich hatte nicht mehr gedacht, daß ich in meinem Leben noch einmal einen Hafen regieren würde. Nun ist es soweit!"

Er packte seinen Koffer weiter aus und stellte ein kleines Bild in einem Glasrahmen auf den Schreibtisch.

„Das ist mein Sohn", sagte der Kapitän. Roth beugte sich vor. Er war jung verheiratet. „Ich habe auch einen, aber er macht noch in die Windeln. Ihrer ist ja schon groß."

Roth hatte hübsche Augen und war bekannt als ein lustiger Kerl.

„Ja", sagte der Kapitän spärlich und sah weiter auf das Bild, „es ist etwas verstaubt, das macht die Reise", fügte er hinzu.

Ein wenig später kam der Kapitän in das Kasino. Er hatte sich gebürstet und gekämmt, so daß kein Stäubchen auf seiner tadellosen Uniform saß. Er ging von einem zum anderen und sagte seinen Namen. Es waren lauter junge Kerle da. Soldaten eines neuen Typs könnte man sie nennen. Sie kannten Europa und trugen sich mit der Sicherheit von Leuten, die wissen, daß sie die halbe Welt erobern könnten. Sie hatten Polen, Frankreich und Norwegen durchstürmt.

Sie lächelten den Kapitän an und setzten sich zu Tisch. Er aber saß oben an der Stirnseite der Tafel und schwieg. Er sah, gerade aufgerichtet, von einem zum anderen. Und die essen wollten, ließen den Löffel sinken. Mit feierlicher Bewegung griff der Kapitän nach seinem Löffel und sagte: „Ich wünsche guten Appetit!"

Es gab den jungen Männern einen kleinen Schlag. Sie aßen fast schweigend. Solch eine Welle von Strenge ging von dem alten Kommandanten aus, der einen weißen Kopf hatte und einen Hauch von unzerbrechbarer Zeremonie über die ganze Tafel ausbreitete.



Ein kleiner Eismeerhafen hoch über dem Polarkreis, das was das Reich des alten Kapitäns

Von diesem Tage an blieb der Hafenkommandant Vorsitzender an der Mittagstafel. Wie ein altes amorphes Stück ragte er am Kopfende der Tafel über alle hinaus.

Er führte ein, daß vor Beginn des gemeinsamen Mittagessens allgemein interessierende Dinge besprochen wurden, so daß sich vor den schon dampfenden Tellern Debatten abspielten, die jedem dörflichen Verein zur Ehre gereicht hätten. Die jungen Offiziere aber kamen von Geländeübungen. Sie hatten im knietiefen Tundraschnee gesteckt, hatten Wasserlöcher durchwatet oder lange Märsche gemacht, — nun saßen sie vor den Suppentellern und waren gezwungen zuzuhören, was der Kommandant an Vorschlägen hatte. Sie waren hungrig, aber gut erzogen. Und so dauerte es eine ganze Weile, bis sie Meutererstimmung in sich spürten.

„Ich habe mir überlegt, meine Herren", sagte der Kapitän, „daß wir die Pünktlichkeit des Erscheinens bei der Mittagstafel durch eine kleine Maßnahme fördern."

Oh, er hatte wohl bemerkt, daß immer größere Löcher im Kreis der Männer entstanden. Viele kamen später, setzten sich in das kleine Klubzimmer und ließen sich dort das warmgehaltene Essen auftragen. Dann tranken sie dabei, kauten, sprachen und lachten wie sie wollten. Und ab und zu blinzelten sie sich fröhlich zu. „Ich hatte leider heute Dienst. Es dehnt sich immer mehr aus", entschuldigten sie sich scheinheilig bei dem alten Kapitän, der hart wie ein Tyrann an der Tafel saß.

Nun sagte er: „Ich denke an die Aufstellung einer Büchse, in die jeder Zuspätkommende einen geringfügigen Beitrag einzahlt. Die Summe wird später der Ausgestaltung von Gemeinschaftsabenden dienen."

Die jungen Männer waren diesem Moment nicht gewachsen. Sie saßen etwas starr da. Das hatten sie nicht erwartet. Aber einmütig fühlten sie, daß diese Art der Bestrafung ihrer nicht würdig war. Denn sie waren alle sehr selbstbewußt. Fast gleichmäßig senkten sich ihre Gesichter, daß ihre Röte sie nicht verrate. Heiter sprach der Kommandant weiter über seinen lustigen Einfall.

Unter allgemeinem Schweigen wurde diesmal die Mittagstafel beendet. Der Kapitän stand auf. Er wußte nicht recht, was geschehen war. Er sah von einem zum anderen. Alle standen sie steif um ihn herum, denn keiner wußte, was zu tun das Beste war. Der alte Kapitän schlüpfte in seinen Mantel. Sie wußten alle, er hatte die Skagerrakschlacht mitgemacht und sein Gesicht war wie das eines alten Seehelden. Sie wußten auch, daß er nun eine Brille in der Tasche hatte und daß er seine Zeitungen und Briefe allein auf seinem Zimmer las.

Aber er mochte wohl etwas Besonderes spüren. Er fühlte vielleicht in sich den Wunsch, eine Art von Sympathie zu zeigen.

Er hatte seine Mütze in der Hand. „Sehen Sie diese Mütze", lächelte er, „was meinen Sie, was diese Mütze gekostet hat?"

Niemand wußte es.

„Vierunddreißig Mark hat sie gekostet! Das kommt, weil so viel Gold dran ist."

Er lachte: „Haha, wenn ich Admiral wäre, würde sie vierundsechzig Mark kosten. Da ist noch mehr Gold dran."

Aber es gab kein lachendes Echo. Die jungen Soldaten verschwiegen ihr Gelächter.

Als der Kapitän gegangen war, sprachen sie zum ersten Male offen aus, was sie dachten. „Was soll uns hier ein alter Mann?" sagten sie, „wir leben am Rande der Welt, wir haben einen eisenharten Polarwinter mitgemacht, wir brauchen täglich unsere Nerven. Wir können diese Bevormundung nicht länger ertragen!"

Einer sagte: „Er kommt aus der Lüneburger Heide. Er war verabschiedet und sein Leben war seine Erinnerung. Nun ist über Nacht das alte Leben wieder auferstanden und alles das, was ihm das Leben lebenswert machte."

Der das sagte, war ein gutmütiger und kluger Kerl. Aber was nützte es, wo er nur der allgemeinen Empörung im Wege stand. Denn sie wollten sich empören.

Kurz entschlossen wählten sie durch Los einen aus, der am nächsten Tage zur Mittagsstunde aufstehen und ihre Ansichten vortragen würde. Sie verpflichteten diesen Sprecher zur mitleidlosen Verfechtung ihres Standpunktes, er solle „nichts scheuen und alles tun."

Am nächsten Tage waren alle pünktlich versammelt. Aber der Kapitän kam nicht. Das war noch nie vorgekommen, denn er selbst war pünktlicher als eine Uhr. Sein Eintritt geschah jeden Mittag zur gleichen Minute und mit den gleichen Bewegungen und Worten, wie wenn ein Filmstreifen ewig wiederholt wird. Nun blieb die Tür geschlossen.

Die wartenden Männer verwunderten sich. Aber sie lächelten auch: Seht, auch er kommt einmal zu spät!

Zehn Minuten später öffnete sich die Tür. Der Kommandant erschien, korrekt wie immer. Er ging mit steifen Schritten und gemessen wie immer an seinen Platz, stellte sich für einen Moment hinter seinen Stuhl und griff mit beiden Händen an die Stuhllehne.

Jetzt erhob sich pfeilgerade der erwählte Sprecher. Er war aufgeregt, denn er sprach gegen die natürliche Autorität eines alten Mannes an.

„Wir müssen Sie in Strafe nehmen, Herr Kapitän!" rief er lauter und schärfer als er wollte. Aber es schien ihm ein gutes Mittel, dem Kapitän sozusagen an seiner eigenen Person die Undurchführbarkeit seiner Anordnungen zu zeigen.

Der Kapitän stand hinter seinem Stuhl und stützte sich auf. Aus seinem Blick war nichts zu entnehmen. Er stand und stand und blickte geradeaus, so daß eine Pause entstand. Und weil sie ein wenig länger dauerte als verständlich schien, war sie atemlos.

Der Kapitän sagte: „Ich bitte um Entschuldigung. Aber ich erhielt soeben Nachricht, daß mein Sohn auf Kreta gefallen ist."

Er rückte den Stuhl ab, man hörte in der plötzlichen glasklaren Stille jeden Kratzer auf dem Fußboden. Er setzte sich, rückte den Stuhl etwas an den Tisch heran und sagte dann wie immer: „Ich wünsche guten Appetit!"

Dann wurde gegessen. Die Stille war unermeßlich. Alle sahen auf den Teller. Wie ein blauer Fleck schimmerte der Kapitän in ihrem Blickfeld, denn er saß gerade vor dem Fenster.

Der, der aufgestanden war und den Kapitän in Strafe nehmen wollte, war rot vor Scham.

Aber in dieser Mittagsstunde geschah, daß sie alle den „Kapitän Polarküste" in ihre Mitte aufnahmen. Er war ja kein fremder alter Mann, er war der Vater eines der ihrigen.

Schweigend aß der Kapitän.

Als die Tafel aufgehoben wurde, standen alle um den Kapitän herum. Aber er wollte nicht mit ihnen reden. Er sagte:

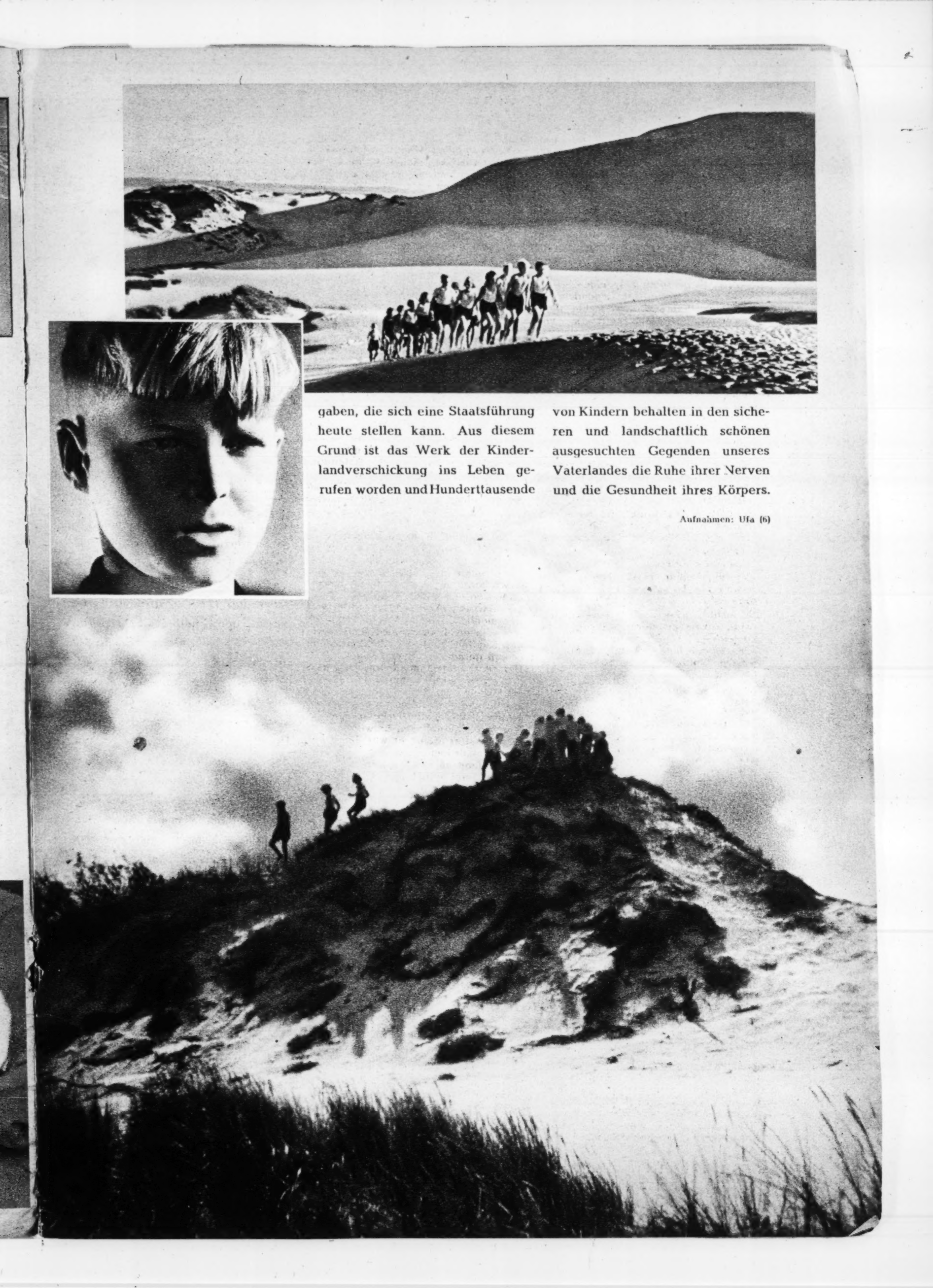
„Roth, da ist heute vormittag die ‚Herkules' eingelaufen. Wir müssen da noch einiges besprechen. Haben Sie jetzt Zeit?"



Kinder
DAS KAPITAL UNSERES
Volkes

Aus einem Land, dessen sinkende Geburtenziffer zu schweren Befürchtungen Anlaß gab, ist Deutschland wieder ein kinderreiches Land geworden. Eine entartete Zeit, die nur auf den Genuß des Lebens sah, empfand Kinder als eine Sache der persönlichen Unbequemlichkeit. Wenige Jahre genügten, diesen uns im Herzen fremden Gedanken abzuschütteln. Die Familie ist die Urzelle eines Volkes, und in der Zahl seiner gesunden, frischen Kinder sehen wir heute einen kostbaren Schatz der Nation. Die Kinder vor den Auswirkungen des Krieges zu schützen, ist eine der vornehmsten und schönsten Auf-





gaben, die sich eine Staatsführung heute stellen kann. Aus diesem Grund ist das Werk der Kinderlandverschickung ins Leben gerufen worden und Hunderttausende von Kindern behalten in den sicheren und landschaftlich schönen ausgesuchten Gegenden unseres Vaterlandes die Ruhe ihrer Nerven und die Gesundheit ihres Körpers.

Aufnahmen: Ufa (6)

Im alten Geiste

Alarmsirenen heulen durch die Nacht. Feindliche Bomberverbände im Anflug auf die Stadt. Einsatzbereitschaften der Partei und angeschlossenen Verbände eilen zu ihren Befehlsstellen. Auch die Einsatzbereitschaften der HJ. fehlen nicht.

Ein ohrenbetäubendes Flakabwehrfeuer zerreist die Stille der Nacht. In den Feuerpausen wird das Brummen der Feindflugzeuge hörbar, und fallen die ersten Spreng- und Brandbomben schon auf die Stadt, zerstören Wohnhäuser und setzen andere in Brand. — Vor einem der brennenden Häuser steht die junge Mannschaft einer HJ.-Marine-Gefolgschaft. Von mehreren Brandbomben getroffen, steht das Innere des Hauses in hellen Flammen. Nach kurzer Einweisung geht der Löschtrupp an die Arbeit. Der in den oberen Stockwerken wütende Brandherd ist zu bekämpfen und zu retten, was noch zu retten ist. Blitzschnell sind die Geräte aufgebaut und schon legt die mechanische Leiter ihre Spitze am Fenstersims des zweiten Stockwerkes an. In der rechten Hand den Wasserschlauch haltend, eilt der 17-jährige Hitlerjunge Heinz Guddath die Sprossen der Leiter empor. Eine unheimliche Hitze schlägt ihm entgegen. Rauchschwaden erschweren das Atmen. Vom Fenster aus den Brandherd zu bekämpfen ist aussichtslos. Schnell entschlossen legt Heinz Guddath die Gasmaske an, steigt durch das Fenster in das Zimmer ein und arbeitet sich an den Brandherd heran. Doch die Zimmerdecke ist bereits angekohlt. Überall züngeln die Flammen. Sie hält den Druck des sich vorwärtsarbeitenden Hitlerjungen nicht mehr aus. Ein Krachen. Die angekohlte Decke bricht zusammen und mit ihr stürzt Heinz Guddath in die Tiefe. Mit Entsetzen haben seine Kameraden den Vorgang beobachtet. In den unteren Räumen wütet ebenfalls das Feuer. Hier hinein endet der Sturz des jungen Helden. Kameraden eilen zur Hilfe und bringen Heinz Guddath endlich in Sicherheit. Sechs Tage lang haben fachkundige Ärzte versucht, dem jungen Helden das Leben zu erhalten. Aber alle Kunst war vergeblich. — Einen Tag vor seinem Tode konnte Heinz Guddath aus den Händen des Reichsverteidigungskommissars, Gauleiter Albert Hoffmann, für seinen pflichtbewußten und tapferen Einsatz das Kriegsverdienstkreuz II. Klasse mit Schwertern empfangen. Dann schloß der tapfere Hitlerjunge Heinz Guddath für immer die Augen. Er fiel als Held. Was er für sein Volk im Augenblick der Not und Gefahr geleistet hat, bleibt unvergessen.

Dieses nicht vereinzelt dastehende Beispiel ist ein erneuter Beweis für die Einsatzfreudigkeit unserer Jugend in schwersten Stunden.

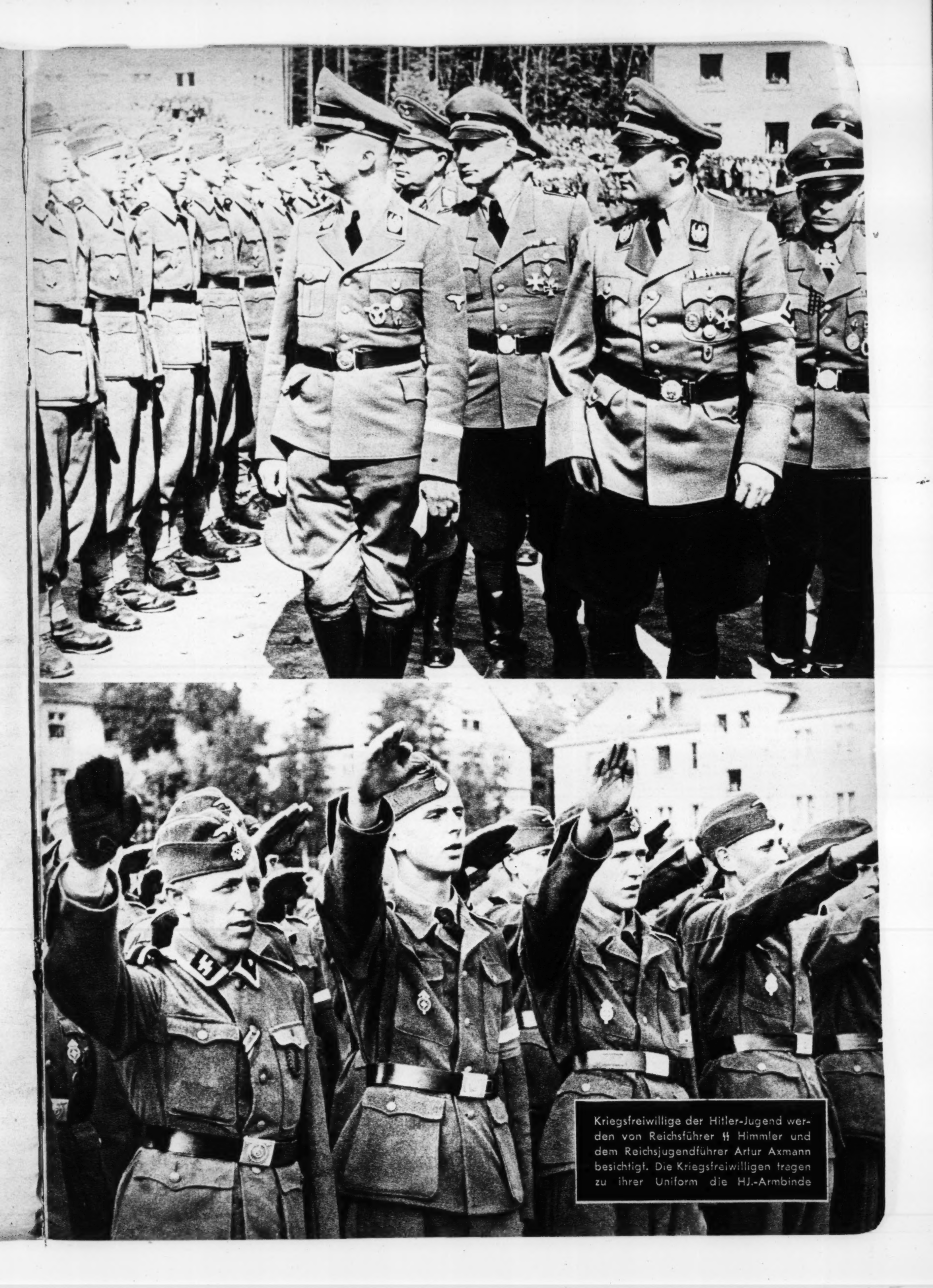




WAS wir verachten wollen!

Unsere Zeit hat heute einen anderen Rhythmus als vorher, neue Notwendigkeiten, neue Gesetze, neue Anforderungen geben ihr das Gepräge. Nicht gilt mehr die Sicherheit des Berufes, des Aufstieges, des Verdienstes, alles was den Inhalt einer überkommenen bürgerlichen Ordnung ausmacht, ist umgedreht. Was einst den Alltag ausmachte in Sitte und Gewohnheiten ist in seinem Wert annulliert, nichtig geworden, gleichsam transparent, als sähen wir durch alle diese Dinge hindurch auf das Allerwesentlichste: Die Gemächlichkeit ist dahin. Wir haben sie eingetauscht mit Unbequemlichkeiten, mit Hunger zuweilen und mit Not. Nun wir in der Fährnis sind, wollen wir sie bestehen und keine Not soll uns wankend machen, kein Zweifel unsere Entschlossenheit beeinträchtigen. Nicht als aufgeschreckte Bürger können wir diese Zeit meistern, sehen wir doch schon, daß sie uns in der Seele wandelt. Darum auch wollen wir verachten, was als Schatten einer vergangenen Welt sich an uns heftet — eine neue verlangt uns ganz.

Aufnahmen: Barbara Soltmann (2), Fritz Emde (2)

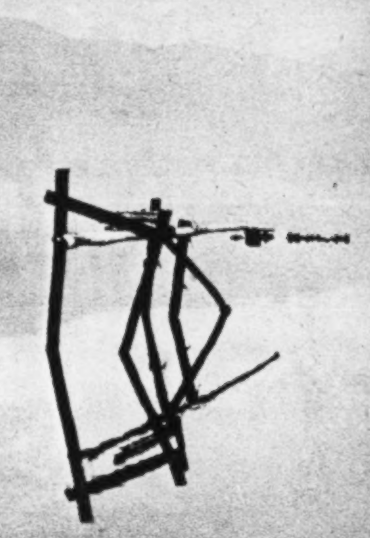


Kriegsfreiwillige der Hitler-Jugend werden von Reichsführer ᛋᛋ Himmler und dem Reichsjugendführer Artur Axmann besichtigt. Die Kriegsfreiwilligen tragen zu ihrer Uniform die HJ.-Armbinde



Wenn ihr Regenpfeifer des Abends auf den Wellen des Biwaſees ſchreit – Weckt ihr im trüben Herzen Erinnerungen alter Zeiten

(Hitomaro)



An unſerem Hauſe am Teiche hängen die Glyzinienblüten herab. Es iſt Sommer! Wann wird der Kukkuck kommen?

(Kokinſho)

Frühlingsnebel über dem Kawaguchi-See

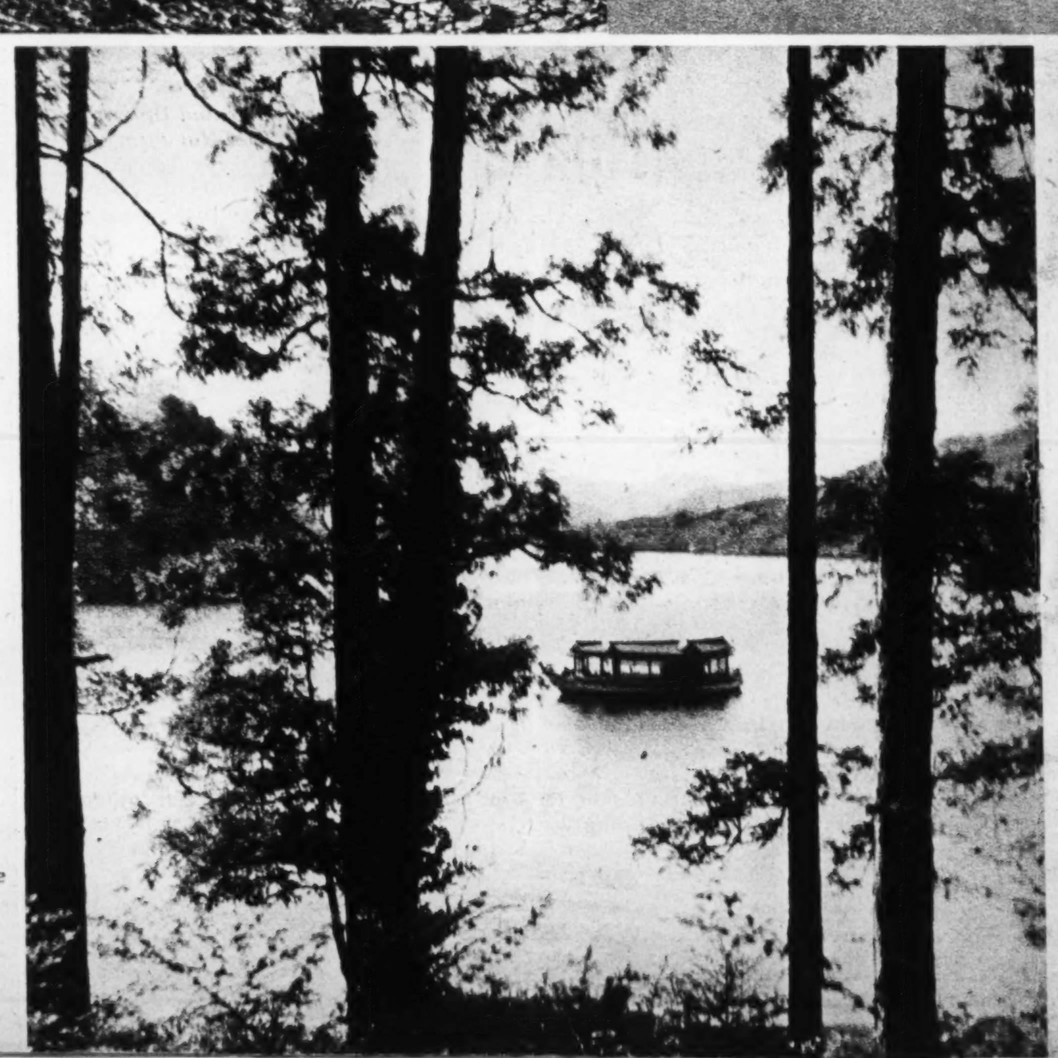
Wenn ich es auch noch ſo bedaure, ſo wird doch der Frühlingsnebel und mit ihm der Frühling bald ſchwinden!

(Kokinſho)

Aufnahmen: Werner Conitz (4)

Wenn ich die Stimme des Bergkuckucks rufen höre, dann erfaßt mich die Sehnſucht nach meiner alten Heimat

(Kokinſho)



Umgebung von Hakone

Land des Zaubers





Die Verheißung

Von Kriegsberichter Lothar Papke

Wie gern hätte ich zeichnerische Talente, um all die vielen Bilder skizzieren zu können, denen das Herz begegnet. Dann würde ich das Wesentliche herausstricheln, und in das eigentlich noch Unausdeutbare könnte die Heimat selbst hineinschauen. Es bedurfte dann nicht der vielen erklärenden Worte. Meist verdunkeln sie mehr, als daß sie erhellen. Denn nur der dichterischen Aussage wäre es vergönnt, die bedrängende Fülle der Gesichte, all das Unsagbare dessen, was der Ostfeldzug an Mensch und Erlebnis prägt, wiederzugeben.

•

Mein Gott, diese rissigen treuen Hände des Obergefreiten R.! Er wurde gestern mit einer Splitterverletzung am Rückgrat ins Feldlazarett eingeliefert. Vielleicht kommt er durch... Aber wie sind diese großen einfachen Bauernhände, die so oft den Karabiner in Sekunden zum gezielten Schuß rissen, die zwischen Aisne und Dnjepr furchtlos Hunderte von Handgranaten abzogen, wie sind diese Hände, die im rasenden Artilleriefeuer nach dem Bugübergang — so war es damals — das Deckungsloch im Acker auskrallten —, wie sind diese Hände eines Dürerschen Stiftes würdig gewesen, als sie über der weißen Decke des Schmerzenslagers den Feldpostbrief entgegennahmen, den der Oberarzt zur zweiten Untersuchung mitgebracht hatte. Die Gewalt liebesgebundenen Heimatgefühls erzitterte in ihnen gleichsam in einer äußersten Sichtbarwerdung. Und auf die Frage nach der Heimatanschrift antwortete der Obergefreite R. klar und bittend: „Nichts schreiben von der Verwundung..." Er wartet den großen Entscheid allein und einsam ab.

•

Auch in jener Begegnung des Divisionskommandeurs mit dem jungen Leutnant von der elften Kompanie des rechten Regiments, deren Zeuge ich war, wob ein Unnennbares die männliche Beglückung, zog ein Unnennbares von Haltung den Umriß des Bildes.

Das Regiment staffelt sich mit mühsam abgedichteten Unterständen in einen versumpften Wald, den nur ein minengepflasterter Wiesenstreifen vom Feind am jenseitigen Gestrüpprand trennt. Das Regiment wartet, lauert, sichert und berennt mit kühnen Stoßtruppunternehmen die Sowjets — bis weiteres befohlen wird...

Der baumlange Leutnant machte auf dem schwappenden Bohlensteg zwischen graubemoosten Fichten seine vorschriftsmäßige Meldung. Der General dankte, gab ihm die Hand:

„Ja, richtig, mein Lieber... mit Ihnen habe ich noch ein Hühnchen zu rupfen..." und lächelte seinen zur Statue erstarrten Leutnant, so daß dessen lose baumelndes EK. I. sogar stille stand, freundlich an.

„Herr General?"

„Ja, Sie sollen sich etwas zu munter zwischen den Kampfständen am Waldrand herumtummeln... Bei Feindeinsicht wird künftighin Deckung genommen, nicht wahr?

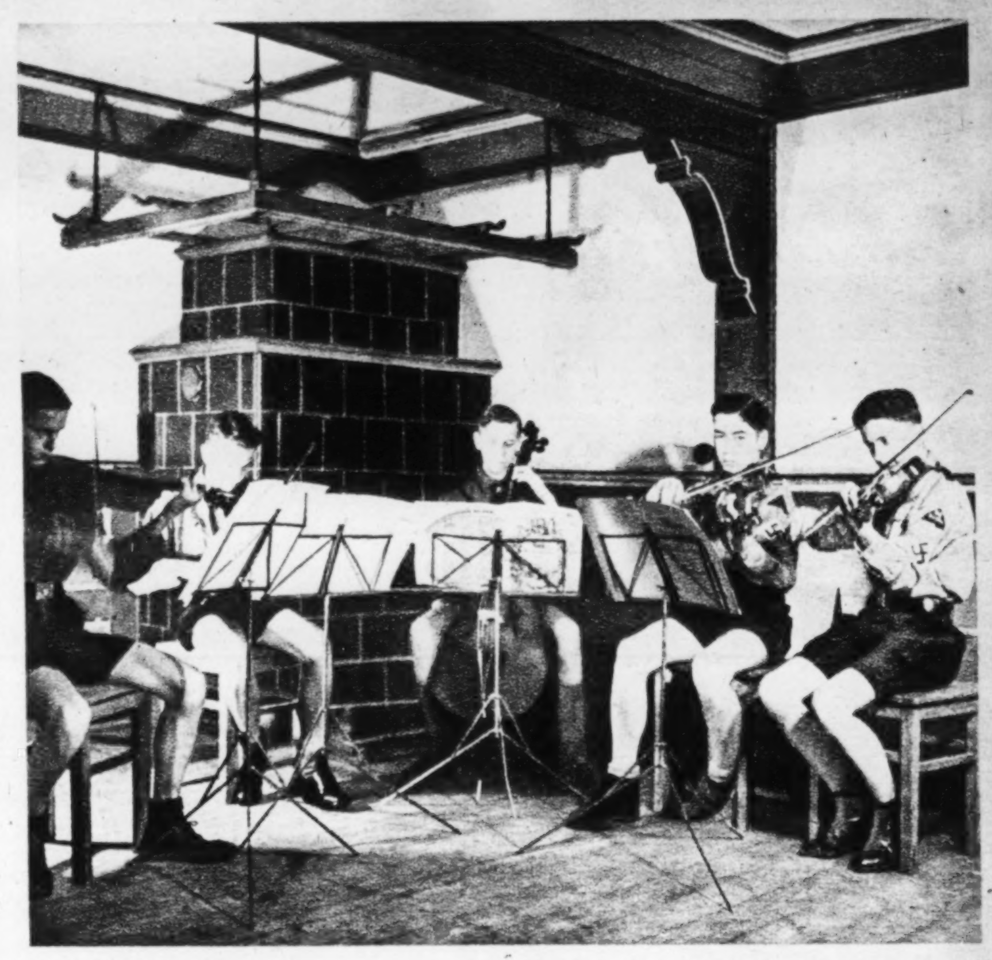
Der Leutnant errötete. Er errötete über die ganze bronzene Bräune seines jungen schmalen Gesichtes, wie ertappt und schuldbewußt.

„Ich brauche Sie noch zu vielen Dingen", sagte der General abschließend

so herzlich, daß alle Spannung wich und der Leutnant, der es in stolzer Verschwendung abgelehnt hatte, dem Tode noch Hochachtung zu erweisen, wieder ausatmete . . .

Man könnte eigentlich pausenlos erzählen: so voll von Ereignis, Bild und Gleichnis sind Tag und Nacht in der großen und kleinen Pflicht des Krieges. Vieles entzieht sich noch dem Zugriff der Schilderung, so wie der nächtliche Nebel erst zum klaren Tau wird im Schein des Morgens.

Die Kleinodien des sich bewährenden Herzens . . . Aus dem Bestehen der höllischen Gewitter und vieler ungesagter Furchtbarkeiten wächst der Mensch zu vollerer Kraft und weiterer Schau, zu äußersten Werten und Wertungen. Denn wen das Schicksal zum Leben begnadigt, wird anders heimkommen, als er auszog. Und das ist das Beglückende, das sich dem tragenden Herzen täglich und stündlich offenbart in vielen Verheißungen: das menschlich Vergrößernde und männlich Verwandelnde des Krieges — die unendliche Arbeit des Lebens mitten in der Bedrohung des Todes.



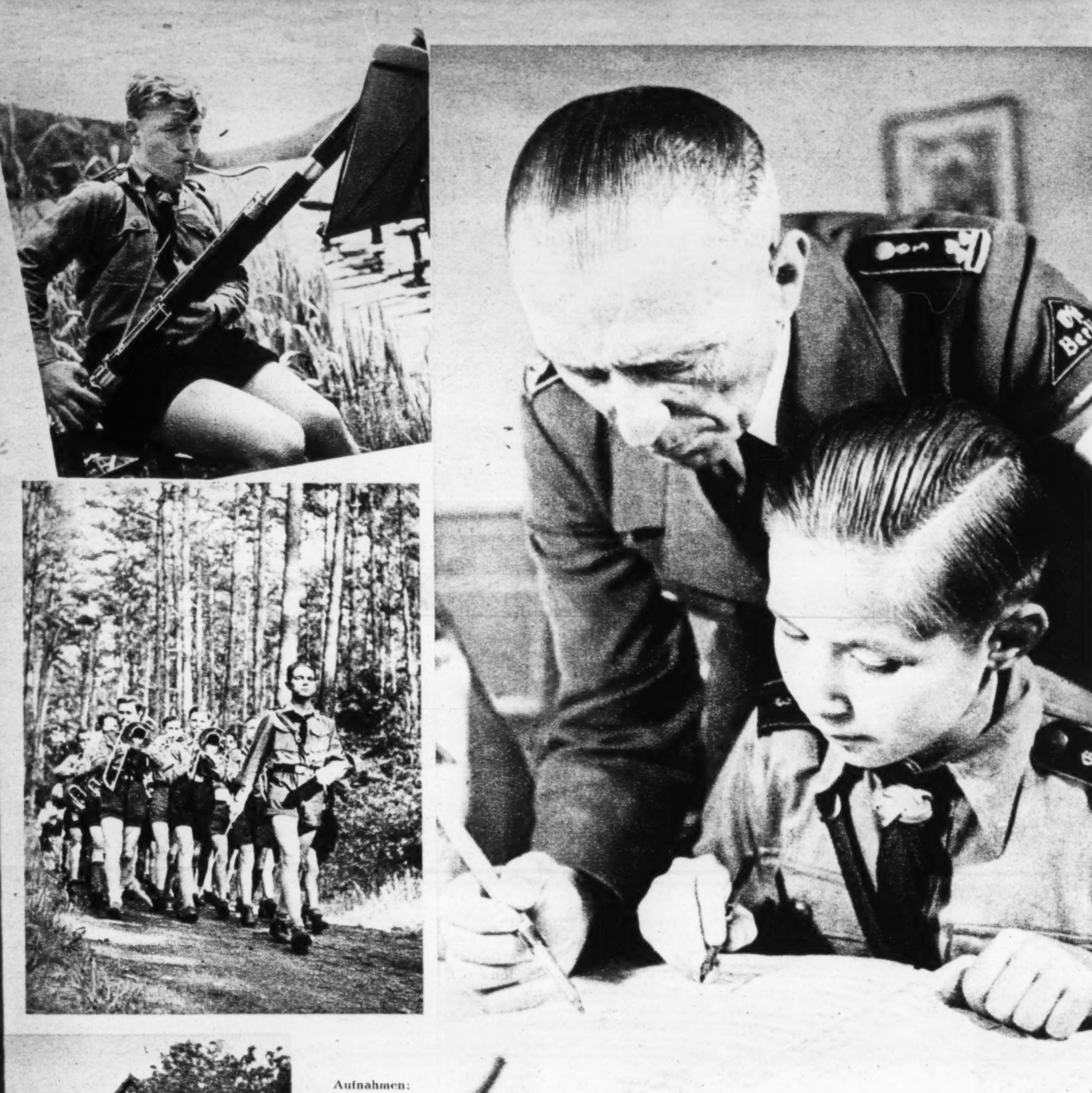


Der falsche Ton?

„Muß das sein?" fragte Dieters Mutter, als er ihr sagte, daß er einen Lehrgang auf einer Gebietsmusikschule mitmachen würde. Sei denn das nicht der falsche Ton, gerade in dieser Zeit? Die Jungen hätten schon so viel anderen Dienst. Nun auch noch das? Im Gegenteil, ihr besorgten Mütter. Wir wissen, was euch bewegt, aber das ist sogar ganz der richtige Ton! Diese Zeit auf der Gebietsmusikschule ist nicht etwa ein Mehr an Belastung außer dem üblichen Hitler-Jugend-Dienst, sondern er schafft das gesunde Gegengewicht zu körperlicher Durcharbeitung und politisch-weltanschaulicher Schulung. Gerade weil die Jugend heute mehr denn je im Rahmen der ihr gegebenen Möglichkeiten das ihre zum Siege beiträgt, muß ihr auf der anderen Seite eine entsprechende Möglichkeit der Entspannung und Ablenkung gegeben werden.

Die Welt bewundert mißgünstig unsere Erfolge auf allen Gebieten. Sie stellt gerne diese Erfolge als das Ergebnis einer gewaltsamen Aufputschung der Kräfte zu körperlichen Höchstleistungen hin, die über kurz oder lang zu einem völligen physischen Zusammenbruch führen müßte. Wenn es tatsächlich so wäre, dann hätten sie mit ihrer Voraussage recht. Aber sie haben eben keine Ahnung davon, daß gerade die gesunde Mischung des Strengen mit dem Zarten uns stark macht und immer wieder neue Kraft schöpfen läßt. Die Hetzapostel des Auslandes gefallen sich immer wieder darin, zu behaupten, die heranwachsende deutsche Generation „habe überhaupt nichts mehr von ihrer Jugend". Sie



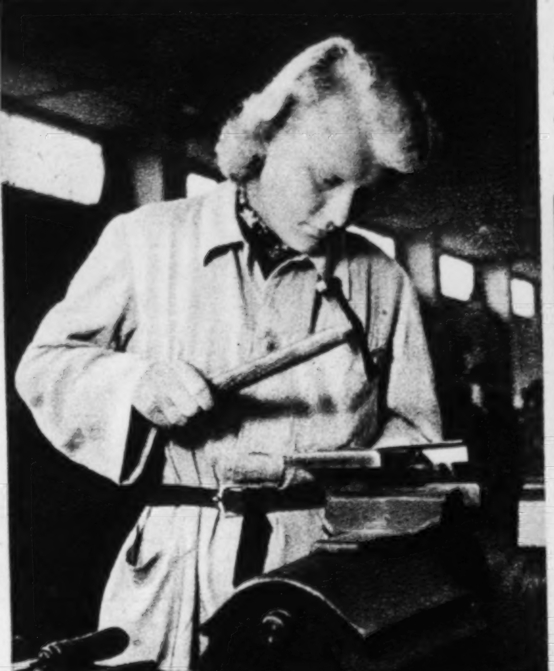


Aufnahmen: Weidenbaum (6)

würde nur auf Krieg und Nationalsozialismus „dressiert", um so letzten Endes einmal nichts anderes als eine Herde von seelenlosen Robotern zu sein. Sie beklagen den angeblichen Mangel an musikalischer Erziehung bei uns (obgleich sie selbst nicht einen Schimmer von Muse haben). Wenn wir nun ohne weiteres einen Kursus auf der Gebietsmusikschule gedankenlos als „falschen Ton" empfinden, dann würden wir uns mit ihnen auf eine Stufe stellen. Wenn wir tatsächlich ehrlich auf dem Standpunkt ständen, das sei falscher Ton, dann müßten wir aber auch konsequent sein und diesen Standpunkt zur Richtschnur des Lebens für alle machen. Das heißt, wir dürften nicht ins Theater oder Kino gehen, keine Sportveranstaltung und kein Varieté besuchen. Streng genommen ist ja eine Kabarettvorstellung gewiß ein falscher Ton in einer so schweren Zeit, wie wir sie augenblicklich durchzustehen haben. Aber trotzdem leisten wir sie uns. Denn wir müssen uns tagtäglich von neuem mit ernsten politischen Fragen auseinandersetzen, und deshalb brauchen wir auch ab und zu das befreiende Lachen über fröhlichen Unsinn als Feierabendmedizin. Nicht, weil wir verständnislos am Opfer des Frontsoldaten vorbeileben.

Wie wohltuend ist es manchmal, nach schwerem Dienst im Kreise der Kameraden ein wenig zu musizieren. Wie nötig ist auf einem anstrengenden Marsch ein ermunterndes Lied. Wie oft hört man Onkel Otto klagen: Ach, hätte ich doch bloß mehr Musik getrieben, Klavierspielen gelernt, oder Geige, oder wenigstens Mundharmonika. Aber er hat es bei „Hänschen klein" bewenden lassen und muß nun manchmal neidvoll zusehen, wie sich gerade in der heutigen schweren Zeit viel Einsame, Überarbeitete, Schwergeprüfte neue Kraft in einem Stündchen mit Musik holen. Und das wird auch später einmal, vielleicht öfter als wir es heute ermessen können, der Gewinn der Gebietsmusikschule sein.

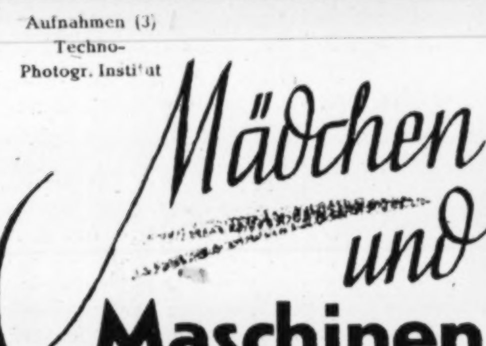
—ke.



Unsere ganze Anerkennung gehört den Mädchen in der Fabrik, die dort mit ihren geschickten Fingern und ihrem weiblichen Einfühlungsvermögen an einer Stelle stehen, deren Arbeit sich sichtbar für die Front auswirkt



Aufnahmen (3) Techno-Photogr. Institut



Mädchen und Maschinen



Das „Zeitalter der Maschine" war einst ein berüchtigtes Schlagwort und die „Entseelung durch die Maschine" ein nicht minder bekanntes. Wenn sich aber heute junge Mädchen in der Blüte ihrer Jahre an die Maschinen stellen, dann wissen sie warum. Ein Höchstmaß an seelischer Kraft liegt in diesem Wissen um den Wert der Arbeit, die unseren Soldaten zugute kommt

Auch die Frauen und besonders die Mädchen haben heute einen großen und erfolgreichen Anteil an den Kriegsanstrengungen. In einer Zeit, da die Männer vom jüngsten bis zum ältesten Jahrgang die harte Last des Frontkrieges tragen, sind auch die Frauen den Anforderungen des weltweiten Kampfes gemäß wichtige, zum Teil unersetzliche Hilfskräfte im Arbeitseinsatz in der Heimat. Es gibt keine Trennung zwischen Front und Heimat, und der alte Satz, wonach Ruhe die erste Bürgerpflicht ist, hat seine Gültigkeit heute längst verloren. Zahllose Mädchen stehen an den Maschinen in den Fabriken, ein Absurdum der bürgerlichen Welt, eine Selbstverständlichkeit heute, da eine eiserne Notwendigkeit neue Gesetze schafft.

Kriegsflugschüler 1914

Unmittelbar nach Ausbruch des Weltkrieges entstanden aus dem bislang noch spielerischen Flugplatzbetrieb in Berlin-Johannisthal 1914 innerhalb des Heeresverbandes die Fliegerabteilungen 1 bis 4, deren Aufgabe es war, die neueste Errungenschaft der Technik, die Fliegerei, der Kriegsführung nutzbar zu machen, indem sie in ihren Ausbildungslehrgängen einen Stamm von tüchtigen Fliegern und Flugzeugwarten heranschulten. Jede dieser Abteilungen besaß etwa Bataillonsstärke und gliederte sich schon damals in eine „Werftkompanie" (Bodenpersonal), eine „technische Kompanie" (Ingenieure und Reparaturfachleute), sowie schließlich in das „fliegende Personal". Zu den Teilnehmern des allerersten Ausbildungslehrgangs gehörte seinerzeit der inzwischen bekanntgewordene deutsche Kunstmaler Hans Freese, der dann später den letzten Weltkrieg als Flugzeugführer mitgemacht hat. Ihm verdanken wir den hier folgenden, von Hans Stieber bearbeiteten Bericht, den wir schon deshalb gern bringen, weil an ihm die Entwicklung deutlich wird, die in mehr als einer Richtung die deutsche Luftwaffe durchgemacht hat, eine Entwicklung, deren Großartigkeit sicher keiner dieser ersten „Heeresflugschüler" sich damals hat träumen lassen.

In den letzten Jahren vor Ausbruch des Weltkrieges war ich ein regelmäßiger Besucher von Johannisthal gewesen, auf dessen neubegründetem Flugplatz sich ein ziemlich lebhafter Betrieb zu entwickeln begann. Ich hatte mich an den Flügen von Büchner und Hellmuth Hirth begeistert und war darüber ein so entschiedener, wenn auch vorläufig noch untätiger Anhänger des neuen Sports geworden, daß ich mich bei Mobilmachung sofort als Freiwilliger zur Fliegerei meldete. Wenig später erhielt ich meine Einberufung zur Fliegerabteilung 4 in Posen. Nichts bei der Musterung wies darauf hin, daß wir zur Fliegerei kommen sollten. Irgendeine Spezialuntersuchung auf Flugtauglichkeit kannte man damals noch nicht.

Nach vierwöchiger infanteristischer Grundausbildung mußten wir antreten: unser Lehrgangsleiter, Hauptmann O., der selbst erst ein einziges Mal in einer fliegenden Maschine gesessen hatte, und zwar als Beobachter, fragte, wer von uns Pilot werden wolle. Wer diesen Ehrgeiz hatte, mußte links heraustreten, der Rest marschierte ab und wurde, je nach Eignung, dem Boden- oder technischen Personal zugeteilt. Wir „Auserwählten" waren 12 bis 16 Mann, durchweg Motorenschlosser oder sonstige Techniker im Zivilberuf, was damals — wenn auch nicht offiziell, so doch stillschweigend — Bedingung war, um bei den Fliegern angenommen zu werden. Da ich nun als einziger Malstudent war, und kurzsichtig obendrein, wandte ich — um trotzdem genommen zu werden — folgenden Trick an: ich behauptete dreist und gottesfürchtig „technischer Zeichner" zu sein, obwohl ich vom technischen Zeichnen so wenig Ahnung wie vom Fliegen hatte; meine Brille aber steckte ich — in die Hosentasche! (Während der späteren Ausbildung konnte ich sie dann getrost wieder aufsetzen — es kümmerte sich kein Mensch mehr darum.)

Nach einem kurzen „Motorkurs" bei den Argus-Flugzeugwerken in Reinickendorf, wo wir vier Wochen lang mit Hingabe Motoren auseinandernahmen und wieder zusammenbauten, wurden wir zur Fliegerschule in Müncheberg, der damals bekannten „Rumpler-Schule" versetzt. Die Pilotenausbildung begann.

Unsere Schulmaschinen waren größtenteils Rumpler-Doppeldecker, zweisitzig, mit furchtbar viel Verspannung, einem 70—80-PS-Argus- oder Mercedes-Reihenmotor, einem Höchsttempo von 120 km/st und überaus geringer Steigfähigkeit. Um die Maschine auf 1000 Meter zu „quälen", brauchte man eine gute halbe Stunde, und auch dann gehörten noch allerlei Kniffe und eine gute Portion Können dazu, da schon von 700 Meter ab der Motor nicht mehr recht durchzog und die Kiste andauernd rücklings durchsackte. Auch sonst hatten unsere Kisten ihre Tücken: so neigten sie zum überraschenden Wegrutschen und waren dann nur schwer wieder abzufangen. Auch in technischer Hinsicht waren sie launisch wie Backfische: mußten wir doch an einem glasklaren Frosttag, an dem großer Schulbetrieb angesetzt war, fast sämtlich — kaum hatten wir uns in die Luft erhoben — sofort wieder landen, weil unversehens die vorn-seitlich gleich Ohren frei herausragenden Lamellenkühler unserer Maschinen auf das Dreifache ihrer normalen Größe angeschwollen waren: das Kühlwasser hatte beim Einfrieren die Lamellen gesprengt und aufgetrieben.

Unsere Lehrer waren teils aktive Militärs, teils Zivilisten, auch ihre Flugpraxis war ganz unterschiedlich. Mein Lehrer beispielsweise, Gefreiter Sturm, war selbst eben erst ausgebildet worden. Trotzdem war er ein blendender Flieger. Sein Gegenstück — und nicht nur dem Namen nach — war unser zweiter Lehrer Donner, zu dessen Lieblingsgewohnheiten das „Vergraulen" der zahlreich erscheinenden sonntäglichen Flugplatzbesucher gehörte. Er erschreckte die Ärmsten tödlich, wenn er nach einem Sturzflug plötzlich mit „Affenfahrt" dicht über den Boden dahinschoß, daß den aufkreischenden Frauen die Hüte vom Kopf flogen, die Männer sich hinwarfen, Hunde und Pferde aber in weiten Sätzen Reißaus nahmen. Wir nannten diese „donnergewaltigen" Flüge vielsagend „Hasenjagden", und in unserer Kantine hatte ich die Wand mit einem prächtigen Gemälde dieses heroischen Vorgangs geschmückt.

Gefreiter Sturm hingegen hatte friedlichere Gewohnheiten: seine Spezialität waren Wolken- und Nebelflüge, „Blindflüge" würden wir heute sagen. Ein geradezu unglaublicher Orientierungssinn befähigte ihn dazu, denn selbstverständlich gab es damals noch keinerlei Blindfluggeräte, die dem Flieger den Weg durch die „Waschküche" wiesen, von Funkverbindung ganz zu schweigen. Übrigens flogen wir damals alle, Lehrer wie Schüler, ohne Fallschirm, der noch gar nicht

Zeichnungen: Rudolf Breidenstein (4), Aufnahme: Scherl





erfunden war und erst viel später bei den Ballonfliegern erprobt wurde.

Wir wohnten in guten Privatquartieren und unser Dienstplan sah folgendermaßen aus:

8 bis 1 Uhr: Flugdienst,
2 bis 4 Uhr: Unterricht (Theorie): Motoren-, Wetter-, Flugkunde,
4 bis 6 Uhr: Flugzeugwarten,
6 bis 6.15 Uhr: Sport.

Dieser „Sport" als Dienstplanrubrik war für die damalige Zeit etwas geradezu Unerhörtes und einzig der neuen Fliegertruppe zugebilligt. Man hatte also schon damals die Ausgleichwirkung erkannt, die der Sport den hohen Körperanforderungen des Flugdienstes gegenüber besitzt. Unser „Sport" allerdings bestand aus Freiübungen, die — in voller Uniform stattfanden. Der Begriff Sportkleidung war damals noch gänzlich unbekannt. Etwas geradezu Unerhörtes aber für damalige Zeiten war die Bestimmung, daß während des Unterrichts keine Dienstgrade galten: Vorgesetzter war allein der Lehrer, ohne Rücksicht auf seinen militärischen Rang. So konnte man Offiziere vor Gefreiten „strammstehen" sehen, wenn auch nur auf dem Rollfeld. Für Uneingeweihte war das ein verblüffender Anblick. So wird mir Leutnant Z., Sohn eines steinreichen Fabrikanten, auf immer unvergeßlich bleiben, der von der Infanterie kam, sich zwei Pferde hielt und tatsächlich zur ersten Unterrichtsstunde — hoch zu Roß mit Burschen und Reitpeitsche auf dem Rollfeld erschien.

Sein Gegenstück war ein blutjunger Korporal, der geradeswegs von den ungarischen Honved-Husaren zu uns gekommen war. In seiner malerischen Uniform, zu der er stets eine Reitgerte trug, avancierte er schnell zum Abgott aller Mädchen unserer dörflichen Umgebung. Er wurde bei uns „berühmt" als der Erfinder der „Treppenlandung": sonst ein blendender Flieger, hatte er sog. „Hemmungen" beim Landen, er traute sich ganz einfach nicht runter, zog seine Kiste immer wieder an, was eine treppenförmig absteigende Flugbahn ergab.

Original war auch S., ein hünenhafter Grazer, im Zivilberuf Monteur bei der Semmeringbahn. S. machte sich prinzipiell nichts aus militärischen Dienstgraden, grundsätzlich grüßte er nur mit dem Zeigefinger. Als einmal der den Flugplatz inspizierende Major P., einer der ersten deutschen Luftwaffeninspekteure damals, vor seiner Maschine haltmachte, in die S. soeben einsteigen wollte, blieb S. gemütlich in seiner Einsteigstellung hocken und ließ die langen Beine aus dem Sitz baumeln. Als der Major ob dieser Respektlosigkeit aufbrauste, lächelte S. freundlich, gab Vollgas und startete. Zurück blieb der Major, hustend in einer Wolke von Ölqualm und Staub. S., der ein ausgezeichneter Flieger und sehr beliebt war, ferner leidenschaftlich komponierte — sein „Fliegerlied" wurde sogar berühmt und später erstes „Leiblied" der jungen Kriegsfliegerei — fiel 1917 als Jagdflieger über Arras.

Nach einjähriger Ausbildung in Müncheberg machte ich meine „erste Prüfung", wie es damals hieß. Sie bestand aus zehn Achten und einigen Ziellandungen und wurde lediglich durch Eintragung ins Soldbuch bescheinigt — unsere heutigen „Flugscheine" waren noch unbekannt. Für die „zweite Prüfung", die ich drei Monate später ablegte, wurde eine Anzahl von Ziellandungen, einige „Höhenflüge" über knapp 2000 Meter und zehn Ziellandungen aus rund 800 Meter Höhe verlangt. Obwohl ich damit nach den geltenden Bestimmungen patentierter „Armee-Flugzeugführer" war, der ungeduldig seiner Abkommandierung zu einem Armee-Flugpark entgegensah, mußte ich zunächst noch eine Reihe von Zusatzprüfungen hinter mich bringen, da die rasche Entwicklung des deutschen Flugzeugbaus eine dauernde Umschulung auf neue Baumuster notwendig machte.

Besonderes Kapitel in diesen „höheren Lehrgängen" bildeten die „Langstreckenflüge", die sich auf 50 bis 250 Kilometer erstreckten. Dabei konnte einem schon allerlei passieren. Notlandungen waren ein häufiges, aber auch — wohlgelittenes Vergnügen. Ging man — angstvoll nach einem geeigneten Landungsplatz umhersuchend — auf der Wiese eines gottverlassenen Dörfchens nieder, dessen Bewohner noch nie im Leben ein Flugzeug gesehen hatten, so wurde man in ehrfürchtigem Triumphzug eingeholt, vom Bürgermeister zum Essen eingeladen und zum Abschied von der mehr oder minder hübschen Tochter mit einem — Körbchen voller Eier beschenkt. Wie gern nahmen wir einen solchen



Korb entgegen! Mit reparierter Kiste ging's dann zurück zum heimatlichen Platz, wo man dann sein ganzes fliegerisches Können zusammennahm, um die „sanfteste Landung seines Lebens" hinzubauen, im Hinblick auf das sorgsam im Rücksitz verstaute Körbchen. Derartige Landungen hießen deshalb bei uns „Eierlandungen", ein Ausdruck, der sich bis auf den heutigen Tag in der Fliegersprache erhalten hat, wenn auch die wenigsten noch wissen dürften, welch handgreiflichen Tatsachen er seine Geburt verdankt.

Anschließend wurden wir Flugzeugführer dann noch im Umgang mit der „Maschinenpistole" ausgebildet, die man damals als einzige „flugzeuggerechte" Waffe kannte. Ein kompliziertes Modell, das man vor jedem Gebrauch erst aus einem Holzbehälter klappen mußte, der zugleich der Schaft der Waffe war. Diese war eigentlich mehr zur „Bodenverteidigung" gedacht, nach Notlandung „gegen den anrückenden Feind".

Kurz vor Ende meiner Ausbildungszeit gelang es mir dann noch, einen bildschönen „Bruch" hinzulegen — meinen ersten und einzigen, der dadurch entstand, daß der rechte Fahrgestellpneu in voller Startgeschwindigkeit platzte. Ich konnte nicht mehr rechtzeitig gegensteuern, geriet aus der Bahn und brauste mit Karamba in zwei friedlich abgestellte Maschinen hinein. Meine Kiste ging völlig in Trümmer, mich selbst traf es nicht ganz so schlimm — immerhin mußte ich für längere Zeit ins Lazarett.

So wurde es schließlich Herbst 1916, bevor ich schließlich die letzte und „endgültige" Prüfung bestand und meine Abkommandierung als Flugzeugführer an die Front erhielt.

Hans Freese



Eine Tüte Kurioses von Tieren

Ein Langfinger der Tierwelt

Die an merkwürdigen Tiergestalten reiche Insel Madagaskar ist auch die Heimat des etwa katzengroßen Fingertieres. Mit seinen dürren Fingern, wahren Gespensterhänden, klopft es auf morsches Holz, um darin lebende Insektenlarven aufzuscheuchen, die seine Hauptnahrung bilden. Dann fliegen die Späne unter seinen scharfen Meißelzähnen, bis der pfriemenförmige Mittelfinger die Beute spießen kann. Der struppige Kobold wurde im Jahre 1775 entdeckt; nicht einmal die Eingeborenen kannten das im undurchdringlichen Bambusdickicht lebende Fingertier. Das Mark dieser Riesengräser ist ihm ein Leckerbissen und dazu schlürft es gern den Saft des wildwachsenden Zuckerrohrs. Als man den Madagassen das erste gefangene Fingertier zeigte, riefen sie vor Staunen laut „Hay, hay!" und danach soll es den einheimischen Namen „Aye-Aye" erhalten haben. Fast siebzig Jahre lang war dann trotz allen Suchens keines mehr aufzutreiben, so daß man es für ausgestorben hielt. Im Jahre 1844 aber kamen Fell und Skelett eines jungen Tieres nach Paris, 18 Jahre später sogar ein lebendes nach London, und dann noch ein paar andere nach dem übrigen Europa. Auch heute noch ist es sehr selten, denn es kommt nur an einigen Stellen der Ostküste im Urwald vor, in dem es paarweise nachts hin- und herhuscht und weite Sprünge macht, wobei der buschige Schwanz als Steuer dient. Der Eingeborene fürchtet sich vor dem unheimlich grunzenden Waldspuk, wenn er es zufällig im Mondschein erblickt; er hält es für ein übernatürliches Wesen, und sein Leben ist ihm lieber als alles Geld, das für ein Aye-Aye geboten wird. Fängt er es aber zufällig in seinen Fallen, die er für andere Halbaffen aufstellte, so bittet er es um Verzeihung, salbt es mit Fett, um es zu versöhnen, und läßt es wieder laufen! Die Klügeren aber, „die das Zaubersprüchlein kennen, um allen bösen Spuk zu bannen", fangen's doch und bringen es nach Tamatave, dem Haupthafen Madagaskars, wo es stets Käufer findet, denn es ist ein hochinteressantes Tier, das seinesgleichen nicht mehr hat. —



Wer kennt dieses Tier?

Die Dronte, wie dieser plumpe Taubenvogel in den meisten Sprachen heißt, erlag noch keine hundert Jahre nach seiner Entdeckung der Flugunfähigkeit. Als 1598 der holländische Admiral van Neck nach Mauritius verschlagen wurde, fand er dort ganze Scharen dieser unmäßig fetten Vögel, die mit ihren fürchterlichen Schnäbeln zwar grimmig dreinschauten, doch so hilflos waren, daß nur ihre meerumspülte Heimat sie hervorbringen und erhalten konnte. Ganze Schiffsladungen dieser truthahngroßen Vögel wurden nun ausgeführt, denn alle Indienfahrer landeten an der so günstig gelegenen Insel, um der eintönigen Schiffskost mit billigem Fleisch aufzuhelfen. Zum letztenmal erwähnt sie ein Schiffstagebuch vom Jahre 1681, zwölf Jahre später waren sie ausgerottet. Der vielbelachte Vogeltolpatsch wurde öfter lebend nach Holland gebracht und von Malern abgebildet, so von dem tüchtigen Buchillustrator Adrian van de Venne (1589—1662) und dem Künstler Roeland Savery in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, von dem unser lebenswahres Bild stammt.

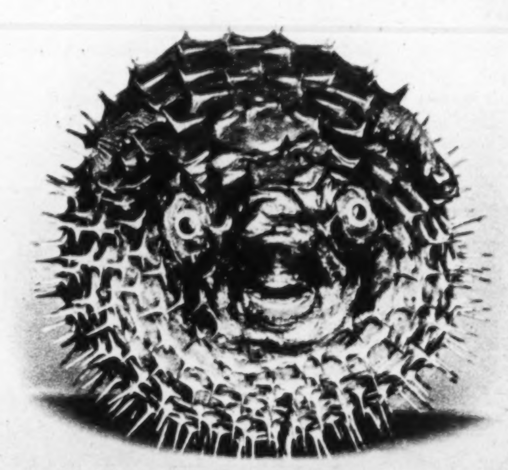
Der Igelfisch als Luftballon

Wie eine komische Figur wirkt dieser wohlbeleibte Fisch mit seinen Glotzäuglein, dem scheinbar viel zu kleinen Mund und den wie Bartstoppeln nach allen Seiten abstehenden Stacheln. Zum Scherzen aber ist der Igelfisch nicht aufgelegt, wenn er in dieser Form sich zeigt, er bietet vielmehr alles auf, sein Leben zu retten. Stellt ihm nämlich ein Raubfisch nach, so flieht er an die Meeresoberfläche und pumpt sich dort voll Luft, bis er zur prallen Kugel wird. Der runzelige Bauch bläht sich dabei am meisten auf, so daß er leichter als der Rücken ist. Der Fisch verliert dadurch sein Gleichgewicht und treibt mit dem Bauch nach oben wie ein gestrandeter Ballon im Spiel der Winde und der Wellen. Nun mag sein Feind nur nach ihm schnappen und sich an seinen Stacheln blutig beißen, denn die sich überpurzelnde Kugel entschlüpft ihm immer wieder und bietet keinen Angriffspunkt. Die verschluckte Luft wird durch Ringmuskeln um den Schlund und ein Ventil am Ausgang des Kropfes, der fast die ganze Bauchhöhle ausfüllt, zurückgehalten. Erst wenn die Gefahr vorbei ist, stößt er die Luft mit gurgelndem Geräusch durch Maul und Kiemen aus; der Fisch sinkt unter und gebraucht nun wieder seine Flossen.

Das eigenartige Verhalten des schwimmenden Igels wirkt so belustigend, daß ihn die Eingeborenen gern mit der Angel fangen, um ihren grausamen Scherz mit ihm zu treiben. Merkt er, daß er sich festgebissen hat, so wendet er alle Künste an, damit er wieder loskommt. Bald wird er kugelrund und sucht mit gesträubten Stacheln den vermeintlichen Störenfried zu schrecken, bald spritzt er Luft und Wasser aus, um zu versinken.

Selbst noch am Land wehrt sich der lebenszähe Sonderling, indem er sich mit Luft aufpumpt und diese Preßluft zischend entweichen läßt. In seiner Angst bläht er sich oft derartig auf, daß er zerplatzt. Er kann jedoch auch grimmig beißen, wenn seine Quäler ihm zu nahe kommen, denn mit den zahnartigen Kiefern knackt er Krebspanzer, Muschel- und Schneckenschalen sowie Korallenstöcke auf, deren Insassen neben Tang und Algen seine Nahrung bilden. Es ist sogar ein Fall bekannt, daß solch ein Kugelfisch, von einem Riesenhai verschluckt, dessen Magen- und Leibeswand durch-

(Fortsetzung Seite 22)



Der „kalte Bruder"

In den Gräben des ersten Weltkrieges prägten unsere Väter einmal diesen Ausdruck für jene Sorte ganz besonders abgebrühter Frontschweine, deren Kaltblütigkeit und Draufgängertum noch weit über das Maß dessen hinausging, was schon bald jeder alte Frontsoldat im Laufe der Monate und Jahre geworden war.

Der kalte Bruder ist nicht so ohne weiteres erkennbar. Er kann groß und ungeschlacht, klein und zierlich von Gestalt sein, von Herkommen Bauernjunge, Fabrikarbeiter oder Student. Er kann im allgemeinen ein netter umgänglicher Bursche sein oder ein mürrischer Klotz. In all diesen mannigfaltigen äußeren Hüllen kann der Kern stecken, der den kalten Bruder ausmacht, denn es ist eine glückliche Gabe des Herzens, so ein richtiger Kerl zu sein. Selbstverständlich trägt die Erfahrung langer Monate in vorderster Linie mit dazu bei, den kalten Bruder zu einem mehr oder weniger ausgeprägten Typ werden zu lassen, der Kern aber muß da sein!

Merkwürdig, daß in diesem Krieg noch kein allgemeingültiger Ehrentitel für ihn erfunden worden ist, aber es ist so. Heute heißt er vielleicht, je nachdem er laut oder leise, lebhaft oder bequem ist, ein „prima sturer Hund", ein „doller Hecht" oder ähnlich. Wie ihn aber auch immer die bewundernde Anerkennung seiner Kameraden nennen mag, er ist das, was unsere Väter mit „kalter Bruder" bezeichneten, weil er auch in den hitzigsten Momenten kalt wie eine Hundeschnauze blieb. Und deshalb behalten wir einmal den Ausdruck bei.

Er ist der ungenannte Held, der in fast jeder Kompanie ein- oder mehrmals vertreten ist, der mit dem Übermaß seiner seelischen Ausgeglichenheit, „mit Nerven wie Kabeltauen" schon unzählige Male brenzlige Situationen gerettet hat. Er ist — ohne daß groß darüber geredet zu werden brauchte — ebenso das stille Vorbild der Kameraden, wie die nur selten genannte Stütze in den Berechnungen seines Kompaniechefs.

Zum richtigen kalten Bruder gehört ein gut Teil Phlegma, ja ausgesprochener Wurstigkeit. In vielen Fällen ist diese göttliche Wurstigkeit sogar ein typisches Merkmal oder seine Voraussetzung. Denn zuerst einmal: Der kalte Bruder läßt sich grundsätzlich nicht aus der Ruhe bringen. Von äußeren Ereignissen nicht und seelisch schon gar nicht. Wer ihn nicht kennt, dem scheint es, als habe er ein Gemüt wie ein Fleischerhund. Dabei ist er durchaus nicht herzlos und in besinnlichen Stunden genau so der „Kommzurück"-Sentimentalität zugetan, wie irgendein deutscher Landser.

Was ihn da draußen so wertvoll macht für Kameraden und Vorgesetzte: er ist genau das Gegenteil von jenem „aufgeregten Hahn", der bei der kleinsten Unprogrammmäßigkeit aus der Haut fährt und dabei sich und andere verrückt macht. Und leider ist es so, das lehrt die Erfahrung: In einer gar nicht einmal besonders kitzligen Lage kann ein Kribbeliger den ganzen Haufen leichter durcheinanderbringen als ein Ruhiger wieder zur Vernunft.

Er strahlt zu jeder Zeit Optimismus aus. Es kann noch so dreckig aussehen, die Luft noch so eisenhaltig sein. Ihn scheint das alles nicht zu betreffen. Und er tut nicht nur, als ob ihn das alles nicht erschüttere, es ist tatsächlich so. Er ist die Ruhe selber. Aus dieser Ruhe kommen dann oft die köstlichen Bemerkungen, die im rechten Augenblick erlösend den Druck vom Herzen nehmen, die aber später so unwahrscheinlich kaltschnäuzig wirken, daß man sie gar nicht glauben will.

Das seelische Gleichgewicht des kalten Bruders ist der Wunschtraum aller Landser. Sie alle bemühen sich (mindestens so eifrig wie um eine Auszeichnung), in ihrer Gruppe, im Zug als so ein unverwüstliches Rauhbein bekannt zu sein. Und gerade dieses bewußte oder auch unbewußte Nacheifern macht den kalten Bruder zu einem Element der Erziehung und Führung, auch wenn er manchmal schon ein oder zwei Gastrollen „im Kahn" gegeben hat, wenn er ab und zu eins über den Durst trinkt und nicht immer die soldatische Haltung hat, die in der Garnison unerläßliche Bedingung ist. Ein lahmer Garnisonsoldat kann sehr wohl ein brauchbarer Krieger sein, aber ein schlechter Krieger ist nie ein brauchbarer Soldat.

Der Beweis für das Vorbild, das der kalte Bruder seinen Kameraden ist, sind die gewisse Sorte immer wiederkehrender dummer Redensarten bei bestimmten Gelegenheiten. Bei einem plötzlichen Überfall der feindlichen Artillerie sagt ganz bestimmt einer: „Verdammt, die schießen noch so lange, bis wirklich was passiert!" Das braucht nicht immer ein kalter Bruder zu sein. Meist ist es sogar nur einer, der damit seinen Gleichmut beweisen will. Aber irgendwann einmal, vielleicht schon vor 25 Jahren, ist auch dieser galgenhumorige Stoßseufzer unwillig und ohne jede Berechnung in einen Stoppelbart geknurrt worden. Von einem echten kalten Bruder!

Und obschon diese Redensarten vom vielen Gebrauch abgewetzt sind, bleiben sie doch ein Vermächtnis eines richtigen Kerls an die Soldaten, die nach ihm kommen: sie haben immer wieder etwas Befreiendes, Ablenkendes, Aufrichtendes. Sie bannen — wenn auch nur für einen Augenblick — das Grauen, sie bringen das Lachen in die Schlacht. Wenn nach einem verflucht nahen Einschlag jemand sagt: „Schönen Dank für die Blumen!" Oder wenn der Nachbar am MG. brummt: „Sauerei! Hier schießt man sich mit den Pachulken um die Ohren und zu Hause liegt die Arbeit rum!"

Der kalte Bruder soll leben!

Werner Thieke



Zwiesprache mit sich selbst

Von Lisel von Sidmogrowski

Verborgen hinter Strandhafer, im sonnenüberglänzten Dünensand strecke ich die müden Glieder. Über mir wölbt sich der blaue, mit Wolkengebilden bedeckte Himmel. Meine Sinne nehmen nichts weiter wahr als das dumpfe Klatschen der Wellen des ewig beweglichen Meeres und die Sonne, deren Wärme in kleinen wohligen Schauern über meinen Körper flutet. Hin und wieder dringt der Blick durch den winzigen Spalt der Augen und ich sehe die schönsten Gemälde auf himmelblauer Leinwand durch die Malerhand „Natur" geschaffen — allein für mich, denn niemand sonst wäre noch imstande, dieselbe Malerei mit den gleichen Augen zu deuten. Hier, eine zierliche Tänzerin, im Tüllröckchen nach der Musik des Meeres eine temperamentvolle Pirouette auf Spitze drehend, dort belustigen mich die possierlichen Sprünge eines schneeweißen Ziegenböckleins und da: die Konturen eines herrlichen Frauenaktes, wie ihn kein Maler vollendeter bringen könnte. Aber was ist das? — Wo ist die Ballerina plötzlich geblieben? Und der Ziegenbock? Ja, aus dem ist ein unförmiges Urtier geworden, auch der Frauenakt zerflossen und vergangen . . . . Schade! Ein kleines Trauergefühl schleicht sich in mein eben noch so befriedigtes Herz. In allem zeigt sich die Vergänglichkeit. Alle Schönheit löst sich einmal in ein Nichts auf — ein uraltes Gesetz — auch der Mensch ist vergänglich. Der vorher so träge Geist wird plötzlich hellwach. Wenn alles so schnell vergeht wie eben die Wolkengebilde am Himmel, ist es dann nicht unverantwortlich, faul in der Sonne herumzuliegen? Muß man da nicht die Zeit besser nutzen? „Aber habe ich nicht ein ganzes Jahr lang angestrengt gearbeitet und benötige ich nicht einer Ausspannung?" Welch eine lange Zeit sind drei Wochen in diesem kurzen Leben! Muß man da nicht für jede Minute dankbar sein, die einem geschenkt wird, zu schaffen, um nicht umsonst gelebt zu haben? „Ich habe ja eine Beschäftigung, genügt das nicht?" Oh nein, gerade jetzt im Kriege gibt es so viele Aufgaben, denen man sich auch in seiner Freizeit widmen kann. Hat denn der Soldat seinen regelmäßigen Urlaub, wenn er im Einsatz steht? Er hat ihn als erster im Staat zu beanspruchen, aber er ist der letzte, der sich urlaubsbedürftig fühlt, wenn es heißt, etwas Großes zu vollbringen. Müssen wir nicht noch viel mehr arbeiten? Das, was wir tun, du und ich, ist ja nichts im Verhältnis zu dem, um was es geht. Es ist ja nicht das Heute und das Morgen, was uns bewegen soll; die Zukunft ist es, die Sicherheit unseres deutschen Volkes. Je schwerer uns die Zeit erscheint, um so freudiger und williger müssen wir schaffen! Keine Minute darf vergeudet werden. „Ja, wenn jeder so denken würde — soll ich denn nur allein so Schweres vollbringen?" Halb beschämt vor meinem mahnenden Gewissen, halb unmutig erhebe ich mich aus meiner bequemen Lage. Die Sonne strahlt immer noch mit gleicher Kraft auf mich nieder, aber es freut mich nicht mehr, im Gegenteil, sie ist mir lästig. Ein Mistkäfer zieht gleich einem satten Bürger durch den Sand seiner Wege. Vor meinem nackten Bein macht er halt. Dies erscheint ihm wohl ein zu großes Hindernis. „Fauler Kerl", muß ich lächeln, er schwenkt kurzerhand links ab und kraucht herum. „Ja, mein Lieber, wenn man um alle Hindernisse herumgehen wollte, käme man letzten Endes nie ans Ziel!" Willst du diesem Mistkäfer gleichen, mahnt wieder das Gewissen, oder lieber der flinken Ameise, die jetzt von der anderen Seite naht und sich mit einer Last abschleppt? Sie macht nicht halt, sondern zerrt mit riesiger Anstrengung ihre Bürde mit über das Hindernis. Oh, jetzt weiß ich, was zu tun ist. Der gute Wille in mir hat gesiegt. Ich bin dem Schicksal dankbar, das mich durch seine Naturspiele meinen Ichmenschen vergessen ließ.

Mit einem kräftigen Ruck schüttle ich die müden Reste von mir und springe auf die Beine. Im Dauerlauf geht's zum Strand hinunter, und jauchzend übergebe ich mich dem Spiel der Wellen. Ja, leben, leben! Auskosten diese herrliche Natur! Aber um das zu können, muß man ein Recht haben, und das hat man nur, wenn man hilft, mit seiner letzten Kraft diese Schönheiten zu verteidigen und zu erobern, um dann später ungetrübt und mit Recht genießen zu können.

Die „Pimpfe“ der Division

(Fortsetzung von Seite 3)

Kompaniechef versammelten Kradschützen stehen und hinter ihnen die Flammensäulen der vernichteten Feindpanzer gegen den Himmel lecken, spricht der Kompaniechef seinen alten Unterführern und vor allem den jungen ᛋᛋ-Männern aus der Hitler-Jugend, die am Tage ihre große Bewährung abgelegt haben, seine Anerkennung aus. Er hat nicht Zeit zu vielen Worten. Er sagt nur: „Bis heute haben euch die Alten spaßhaft ‚Pimpfe‘ genannt, jetzt seid ihr für mich ᛋᛋ-Panzergrenadiere!“

ᛋᛋ-Kriegsberichter Walter Kalweit

Die Saat geht auf

(Fortsetzung von Seite 5)

deutsche Landser, der ihnen gegenübergelegen hat. Und doch, diese Szene nach der Gefangennahme beweist immer wieder, daß sie den Krieg mitmachen wie ein ungezogener kleiner Rüpel, den man zu einem schlechten Streich angestiftet hat. Ihnen ist es unfaßbar, daß der ekelhafte Krieg nun nach der Gefangennahme nicht für sie zu Ende sein sollte. Daß da noch etwas Höheres in ihnen schwingen sollte ...?

Der Exchange-Mann scheint seine Landsleute zu kennen. Vielleicht ist es ihm nur nicht bewußt geworden, was ihnen zum Endsieg fehlt, ehe ihm die jungen „Nazis“ eine Lektion erteilten. Indem er aber diese „jungen fanatischen Nationalsozialisten“ seinen ehrfurchtslosen Landsleuten als Vorbild hinstellte, bewies er, daß wenigstens ein bißchen von dieser Lehre bei ihm hängengeblieben ist. Möglicherweise hat er sogar noch ein wenig weiter gedacht: Hier ist ein Faktor außer Produktionsziffern und Materialrausch, den die Feinde Deutschlands immer noch nicht in ihre Berechnungen einzukalkulieren sich angewöhnen wollen: die Schule der Hitler-Jugend, der Geist der Ordensburgen, das nationalsozialistische Denken und Fühlen, das liebevoll in diese Herzen gesät worden ist. Diese Saat geht jetzt auf. Dieser Geist ist Allgemeingut d e r ganzen Generation, die gerade jetzt in den Kampf gegen die Plutokratien hineinwächst. Die Schlauberger in den New Yorker Redaktionen werden es dem Exchange-Mann vielleicht auch jetzt noch nicht glauben, aber viele US.-Army-Boys und Mütter jenseits des Atlantik werden es um so schmerzlicher zur Kenntnis nehmen müssen!

Werner Thieke

Eine Seite Kurioses von Tieren

(Fortsetzung von Seite 19)

nagte, so daß er unverletzt entkam, während sein Feind den Verletzungen erlag. Der findige Chinese versteht es aber doch, die eigenartigen Tiere vorteilhaft zu verwenden, indem er sie als Lampions benützt oder die vielbegehrte Kuriosität an Europäer als Reiseandenken verkauft.

Dr. J. Bergner

Die Aufnahmen der 1. und 2. Umschlagseite stammen von Barbara Soltmann. — Graphische Gestaltung: Rudolf Breidenstein

Hauptschriftleiter: Herbert Reinecker, Berlin. Verlag: Franz Eher Nachf. G. m. b. H. (Zentralverlag der NSDAP.), Zweigniederlassung Berlin SW 68. — Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, Berlin SW 68. — Zur Zeit ist Preisliste Nr. 1 vom 1. 4. 1939 gültig.



Der Mann, der früher an ihrer Stelle saß, ist jetzt Soldat. Sie ist stolz darauf, ihn voll zu ersetzen, und sie freut sich auch darüber, daß sie hier, im Konstruktionsbüro, wieder CASTELL-Zeichenstifte hat. Für das technische Zeichnen wurden sie einst geschaffen. Und dafür werden sie auch heute noch zur Verfügung gestellt.

A.W. FABER-CASTELL

Auch ohne die weltbekannte castellgrüne Politur von altbewährter Güte.

Reparaturbedürftige Musikinstrumente

auch Fanfaren werden gründl. instand gesetzt. Ankauf all. Blas- und Streichinstr. wenn auch zerbrochen. Zusendung ohne Anfr. Albin Wurlitzer Markneukirchen



HESS Musikinstrumente

machen noch mehr Freude, wenn sie gepflegt und schonend behandelt werden. Man schützt sie vor Staub, Schmutz und Feuchtigkeit. Jetzt nur beschränkt lieferbar. Nach dem Siege wieder.

Hess Nachf. Musikinstrumente Klingenthal-Sa.

Anzeigentexte und Druckstöcke

bitte nur an folgende Anschrift zu senden:

Zentralverlag der NSDAP, Frz. Eher Nachf. G. m. b. H.

Anzeigenabtlg. „Junge Welt"

Berlin SW 68, Zimmerstr. 88



Jugend ist Schönheit,

Jugend ist Kraft,

Jugend erneuert sich selbst!

Halte Deine Haut gesund mit:

FISSAN

colloidfein

KÖRPER-PUDER

FISSAN ist sparsam im Gebrauch, sei Du auch sparsam mit FISSAN!





Wie früher, ist auch heute die Uhr wieder ein kostbarer Besitz.
Hüten Sie deshalb Ihre Uhr vor allzu schroffem Temperaturwechsel, vor Kinderhänden und vor Stoß und Fall. Versuchen Sie auch nicht, etwaige Schäden selbst zu beheben.
Die Pflege unserer Gebrauchsgüter ist heute fast so wichtig, wie die sparsame Verwendung von Kohle, Gas und elektrischem Strom.

Kienzle-Uhren — heute noch wertvoller



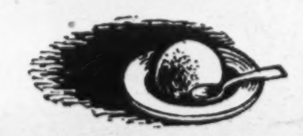
Entrahmte Frischmilch

für den Pudding!

Das schmeckt — man muß ihn nur richtig zu kochen verstehen. Gerade bei der Knappheit heute darf er nicht anbrennen oder sonst irgendwie mißlingen. Deshalb kocht man ihn genau nach der Gebrauchsanweisung u. beachtet Folgendes:

Das Puddingpulver wird trocken in den Kochtopf geschüttet u. sofort mit der ganzen Milch verrührt (Milch bitte genau abmessen).

Die entrahmte Frischmilch mit dem Pulver 2 Min. kochen lassen und dann erst den Zucker unterrühren.



Mondamin-G.m.b.H.
Berlin-Charlottenburg 9



Ihn interessieren

PANZERWAGEN

An den Modellierbogen lernt er schon heute die einzelnen Heerestypen kennen. Zum Bau seiner Modelle verwendet er den wasserfesten, farblosen Alleskleber, auf den er heute ein besonderes Anrecht hat.



Der Alleskleber



Backpulver sparen

heisst nach zeitgemässen Döhler Backfein-Rezepten backen. Verlangen Sie diese kostenlos von

Lorenz Döhler Erfurt

lesen Sie auch die Erika Kleinanzeigen



eine alte Fotomarke –
ein moderner Film



L 186.



Grundlage: Milcheiweiß!

Wenn lebenswichtige Mineralstoffe kolloidal an Milcheiweiß gebunden werden, so sind sie gegen Nebenwirkungen im Magen-Darm-Kanal weitgehend geschützt und werden daher gut und leicht verdaut.

LAVES

Mineral-Milcheiweiß
Präparate

Spielmannszüge

Fanfaren-Reparaturen usw. werden prompt und solid durchgeführt.

JosefineRanft
Pausa i. V. 4





Fußpflege ist keine nur ästhetische Angelegenheit, sondern die Erfüllung einer gesundheitlichen Forderung! Verhüte Wundlaufen! Beuge vor mit VASENOL-Fuß-Puder!

Vasenol

Sie haben mehr Erfolg!

Kurzschrift

Maschinenschreiben

Zehnfinger-Blindschreiben

Ohne Kurzschrift und Maschinenschreiben könnte man sich heute das Leben einfach nicht mehr denken. Während Sie sich früher diese Fähigkeiten nur durch persönliche Teilnahme an Kursen aneignen konnten, geben wir Ihnen heute diese Möglichkeit durch unseren Fernunterricht. Auch Sie können in kurzer Zeit diese Kenntnisse besitzen, wenn Sie sich der Führung von staatl. gepr. Fachlehrern anvertrauen. Sie sind nicht an Ort und Zeit gebunden, sondern können sich bequem zu Hause hinsetzen und arbeiten, wenn Sie Zeit und Lust haben. Das Arbeitstempo bestimmen Sie, alle Lehrmittel werden Ihr Eigentum. Sie werden von der hervorragenden Unterrichtsmethode überrascht sein, das Lernen wird Ihnen zur wahren Freude werden. Bitte, senden Sie uns noch heute diese Anzeige in offenem Umschlag (3Pf.) ein.

Fernunterricht in Kurzschrift und Maschinenschreiben
Römer & Gatzke, Berlin SW 11, Postfach 70/F. 19

Ich bitte um unverbindliche und kostenlose Auskunft über den Fernunterricht für Kurzschrift und Maschinenschreiben

Vor- und Zuname ________________________

Ort und Straße ________________________





Unfälle verhüten!

Ein Nagel ist kein Niet. Solche Pfuschereien sind die Ursache vieler Verletzungen, die gerade heute vermieden werden müssen. Wenn Sie sich aber trotzdem mal eine Arbeitsschramme holen, dann gleich ein Wundpflaster auflegen.

TraumaPlast

Carl Blank, Verbandpflasterfabrik
Bonn / Rh.



Torpedo

Am Torpedo-Freilauf geht nicht leicht etwas entzwei

Wenn es doch geschieht, dann rasch in die Werkstatt, sonst wird der Schaden schnell größer.

FICHTEL & SACHS A·G. SCHWEINFURT-M





Seit 4 Jahrzehnten das volkstümliche Getränk

Prämiiert auf Welt- und Reichsausstellungen

SINALCO AKTIENGESELLSCHAFT DETMOLD

Lieferung erfolgt im Rahmen der jeweiligen Rohstofflage



Eine Walther

ist sorgsamste Pflege wert. Neue Waffen sind ja erst nach dem Sieg wieder beim Fachhandel erhältlich



Carl Walther, Waffenfabrik
Verkaufsstelle:
Berlin W 50, Rankestraße 5

